



Leseprobe

Robin Hobb

Die Tochter des Drachen

Roman - Erstmals auf
Deutsch

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 976

Erscheinungstermin: 26. August 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Er rettete bereits Könige und Drachen, doch nun geht es für ihn um den höchsten Preis: das Leben seiner Tochter.

Einst rettete Fitz Chivalric Weitseher seinen König und befreite den Kronprinzen. Bereits auf vielerlei Arten beschützte er das Reich. Er bewahrte sogar einen Drachen vor dem Tod. Für viele ist er ein großer Held! Doch ausgerechnet seine Tochter Biene hat Angst vor ihm. Sie scheint zu spüren, dass er ein Mörder ist. Erst ein schrecklicher Schicksalsschlag führt die beiden näher zusammen. Fitz will Biene um jeden Preis vor den Intrigen des königlichen Hofes von Bocksburg und den damit verbundenen Opfern und Gefahren beschützen. Um das zu erreichen, muss er sie verlassen. Dabei erkennt er viel zu spät, dass nicht er selbst, sondern seine Tochter das Ziel einer geheimnisvollen Gruppe von Verschwörern ist.



Autor

Robin Hobb

Robin Hobb wurde in Kalifornien geboren, zog jedoch mit neun Jahren nach Alaska. Nach ihrer Hochzeit ließ sie sich mit ihrem Mann auf Kodiak nieder, einer kleinen Insel an der Küste Alaskas. Im selben Jahr veröffentlichte sie ihre erste Kurzgeschichte. Seither war sie mit ihren Storys an zahlreichen preisgekrönten Anthologien beteiligt. Mit »Die Gabe der Könige«, dem Auftakt ihrer Serie um Fitz Chivalric Weitseher, gelang ihr der Durchbruch auf

Robin Hobb
Die Tochter des Drachen

Die Chronik der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Gabe der Könige
2. Der Bruder des Wolfs
3. Der Erbe der Schatten

Das Erbe der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon

1. Diener der alten Macht
2. Prophet der sechs Provinzen
3. Beschützer der Drachen

Das Kind der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon

1. Die Tochter des Drachen
2. Die Tochter des Propheten
3. Die Tochter des Wolfs

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Robin Hobb

Die Tochter des Drachen

Das Kind der Weitseher 1

Roman

Deutsch von Maike Claußnitzer

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Fool's Assassin
(The Fitz and The Fool Trilogy, Book 1)« bei DelRey, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche
unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

3. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Robin Hobb

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Penhaligon

in der Penguin Random House Verlagsgruppe,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, Inkcraft, unter Verwendung eines

Motivs von aleksm/Shutterstock.com

Karte: © Andreas Hancock

HK · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3229-1

www.penthaligon.de

Für Soren und Felix.
Das hier ist für die Jungs.

Prolog

Meine liebe Fürstin Fennis,

wir sind schon viel zu lange befreundet, als dass ich zurückhaltend sein müsste. Wie Ihr so zart angedeutet habt, sind mir in der Tat niederschmetternde Neuigkeiten hinterbracht worden. Mein Stiefsohn, Prinz Chivalric, hat sich als der ungehobelte Geselle erwiesen, den ich schon immer in ihm vermutet habe. Sein Bastard, den er mit einer Berghure gezeugt hat, ist ans Licht gekommen.

So beschämend das auch ist, man hätte weit diskreter damit umgehen können, wenn sein Bruder, Prinz Veritas, der ungefähr so schlau wie ein Steinklotz ist, rasch und entschieden gehandelt hätte, um den Schandfleck auszumerzen. Stattdessen hat er meinem Mann in einer taktlosen Botschaft von ihm berichtet.

Und was tut mein Gebieter angesichts dieses schmähligen Verhaltens? Nun, er besteht nicht nur darauf, den Bastard nach Bocksburg zu holen, sondern überträgt Chivalric die Rechte an Weidenhag und lässt ihn mit seiner linkischen unfruchtbaren Frau dort sein Gnadenbrot empfangen. Weidenhag! Ein stattliches Gut, das manch einer meiner Freunde gern besitzen würde, und er belohnt damit seinen Sohn dafür, dass er mit einer Ausländerin niederen Standes einen Bastard gezeugt hat. König Listenreich hält es auch

nicht für geschmacklos, dass besagter Bastard mittlerweile hierher nach Bocksburg gebracht worden ist, wo jedes Mitglied meines Hofstaats diesen kleinen Wilden aus den Bergen sehen kann.

Und was setzt allen Kränkungen, die meinem Sohn und mir widerfahren sind, die Krone auf? Der König hat verkünden lassen, dass Prinz Veritas nun den Titel eines Königs-zur-Rechten annehmen und der nächste Thronfolger sein wird. Als Chivalric den Anstand besaß, angesichts seiner Schande auf seinen Anspruch zu verzichten, freute ich mich insgeheim, da ich glaubte, dass Edel nun sogleich als künftiger König anerkannt werden würde. Er mag ja jünger sein als seine beiden Halbbrüder, aber niemand kann bestreiten, dass er vornehmere Vorfahren hat und sein Auftreten seinem Namen alle Ehre macht.

Ich bin an diesen Ort wahrlich verschwendet – genau wie mein Sohn Edel. Als ich meine eigene Herrschaft und meine Titel aufgab, um Listenreichs Königin zu werden, geschah das in dem Glauben, dass jedes Kind, das ich ihm gebar, als von weit besserer Abstammung gelten würde als die beiden unbesonnenen Knaben, die seine vorherige Königin ihm geschenkt hat, und nach ihm regieren würde. Aber sieht er jetzt Chivalric an und räumt ein, dass es ein Fehler war, ihn zu seinem Erben zu ernennen? Nein. Wenn er ihn zurücksetzt, so nur, um seinen tölpelhaften jüngeren Bruder zum König-zur-Rechten zu machen. Der ungeschlachte Veritas mit seinem derben Gesicht und der Anmut eines Ochsen!

Es ist zu viel, meine Liebe. Zu viel, als dass ich es ertragen könnte. Ich würde dem Hof den Rücken kehren, wenn das nicht zugleich hieße, Edel ohne Verteidiger hier zurückzulassen.

BRIEF VON KÖNIGIN DESIDERIA AN FÜRSTIN
FENNIS VON TILTH

Als ich ein Junge war, hasste ich sie. Ich erinnere mich noch, wie ich damals dieses Schreiben fand, unvollendet und nie abgeschickt. Ich las es und fand darin die Bestätigung, dass die Königin, der ich nie offiziell vorgestellt worden war, mich tatsächlich schon hasste, seit sie von mir erfahren hatte. Es beruhte auf Gegenseitigkeit. Ich fragte Chade nie, wie er an den Brief gekommen war. Da er selbst ein Bastard und König Listenreichs Halbbruder war, hatte Chade stets ohne Zögern im Interesse des Weitseherthrons gehandelt. Vielleicht hatte er den Brief in der Absicht vom Schreibtisch der Königin entwendet, es so aussehen zu lassen, als hätte sie Fürstin Fennis nicht die schuldige Achtung erwiesen, indem sie ihren Brief unbeantwortet ließ. Spielt das heute noch eine Rolle? Ich weiß nicht, was mein alter Mentor mit seinem Diebstahl bezweckte. Doch manchmal frage ich mich, ob es ein Zufall war, dass ich Königin Desiderias Brief fand und las, oder eine gezielte Enthüllung. Chade war in jenen Tagen mein Lehrmeister und unterwies mich in der Kunst der Assassinen. Er diente seinem König skrupellos als Meuchelmörder, Spion und Ränkeschmied in Bocksburg und brachte mir bei, dasselbe zu tun. Ein königlicher Bastard, so lehrte er mich, ist bei Hofe nur so lange sicher, wie er nützlich ist. Nach außen hin war ich ein uneheliches Kind niederer Abkunft und suchte mir, missachtet oder verhasst, einen Weg durchs gefährliche Fahrwasser der Politik auf der Burg. Aber König Listenreich und ich wussten beide, dass seine Hand und sein Assassine mich beschirmten. Allerdings brachte Chade mir nicht nur den Umgang mit Messern, Giften und Hinterlist bei, sondern auch, was man tun muss, um als Bastard königlicher Abstammung zu überleben. War es ihm darum zu tun, mich zu warnen, oder wollte er mir Hass eingeben, damit ich umso unverbrüchlicher der Seine wurde? Sogar diese Fragen stelle ich mir zu spät.

Im Laufe der Jahre habe ich Königin Desideria in vielerlei Gestalt gesehen. Erst war sie die abscheuliche Frau, die meinen Vater hasste und mich noch mehr, die Frau, der die Macht zu Gebote stand, meinem Vater die Krone vom Kopf zu reißen und mich zu einem Leben zu verdammen, in dem sogar mein Name von meiner unehelichen Geburt zeugte. Ich erinnere mich an Zeiten, in denen ich mich davor fürchtete, mich ihr auch nur zu zeigen.

Als Jahre nach meiner Ankunft in Bocksburg mein Vater ermordet wurde, war es höchstwahrscheinlich ihre Hand, die die Fäden zog. Und doch gab es nichts, was Chade oder ich dagegen zu unternehmen vermochten. Wir konnten keine Gerechtigkeit fordern. Ich erinnere mich, dass ich mich fragte, ob König Listenreich nicht davon wusste oder ob es ihm gleichgültig war. Ich entsinne mich auch, dass ich mit absoluter Gewissheit davon überzeugt war, dass Königin Desideria meinen Tod verlangen konnte, wenn sie ihn wünschte. Ich fragte mich damals sogar, ob Chade mich beschützen oder sich seiner Pflicht beugen und es geschehen lassen würde. Was für Überlegungen für ein Kind!

Weidenhag war in meiner Vorstellung ein unwirtlicher Ort der Verbannung und Demütigung. Als ich als Junge in Bocksburg lebte, erzählte man mir, dass mein Vater sich nach Weidenhag zurückgezogen hätte, um sich vor der Schande zu verstecken, die ich darstellte. Er hatte Thron und Krone aufgegeben, sich den verletzten Gefühlen und dem Zorn seiner rechtmäßigen Ehefrau gebeugt, sich bei König und Hof für seinen Mangel an Tugend und Urteilskraft entschuldigt und war vor dem Bastard geflohen, den er gezeugt hatte.

Und so stellte ich mir Weidenhag ausgehend von den einzigen Orten, an denen ich bisher gelebt hatte, als wehrhafte Burg auf einem Hügel vor. Ich malte es mir als Palisadenfestung wie Mondesauge im Bergreich aus oder als Ebenbild

der hoch aufragenden Mauern der Bocksburg, die auf steil abfallenden, abweisenden schwarzen Klippen über dem Meer dräute. Ich dachte, mein Vater säße düster grübelnd allein in einer eisigen steinernen Halle, in der Feldzeichen und uralte Waffen hingen. Ich stellte mir steinige Äcker vor, die in graue nebelverhangene Marschen übergingen.

Später sollte ich herausfinden, dass Weidenhag damals ein prachtvolles Herrenhaus war, ein weitläufiges, behagliches Gebäude, das in einem breiten, fruchtbaren Tal lag. Die Wände bestanden nicht aus Mauerwerk, sondern aus goldener Eiche und sattem Ahorn, und die Säle hatten zwar Böden aus flachen Flusssteinen, waren aber mit warmem Holz getäfelt. Das sanfte Sonnenlicht des ländlichen Tals fiel in breiten Streifen durch längliche schmale Fenster in die Gemächer. Die Auffahrt zur Vordertür war breit und von hohen, anmutigen Birken gesäumt. Im Herbst ließen sie ihr Laub als goldgelben Teppich auf die Straße fallen, und im Winter beugten sie sich unter der Schneelast, sodass sie zu einem frostigen weißen Tunnel wurde, aus dem man hier und da einen Blick auf den blauen Himmel erhaschte.

Auf Weidenhag lebte mein Vater weder in Festungshaft noch in der Verbannung, sondern mit seiner unfruchtbaren Frau auf einem großzügigen Ruhesitz. Ich glaube, mein Großvater liebte meinen Vater so sehr, wie seine Stiefmutter ihn hasste. König Listenreich schickte ihn nach Weidenhag, um ihn in Sicherheit zu bringen. Das scheiterte, aber dieses Scheitern lag nicht in König Listenreichs Absicht. Weidenhag sollte für Chivalric ein angenehmer Ort sein.

Und als es an mir war, mich dorthin zurückzuziehen, mit meiner Liebsten, ihren munteren Söhnen und der Frau, die immer meine Mutter hatte sein wollen, wurde es für uns eine Zeitlang zu einem sicheren Hafen der Ruhe und des Friedens.

Die Zeit ist eine ungnädige Lehrmeisterin, die uns ihre Lektionen viel zu spät erteilt, als dass wir noch einen Vorteil daraus ziehen könnten. Manche Einsicht kommt mir erst Jahre, nachdem sie mir hätte nützen können. Jetzt blicke ich auf den »alten« König Listenreich zurück und betrachte ihn als Mann, der von einer langen, auszehrenden Krankheit heimgesucht wurde, die ihm nicht nur das körperliche Wohlbefinden, sondern auch den scharfen Verstand raubte. Noch schlimmer ist allerdings, dass ich Königin Desideria nun als das sehe, was sie wirklich war: keine böse Frau, die es darauf abgesehen hatte, mein kleines Leben so beschwerlich wie möglich zu machen, sondern eine Mutter, die aus Liebe zu ihrem Sohn alle Bedenken in den Wind schlug und danach strebte, Edel nie auch nur im Geringsten zurückgesetzt zu sehen. Sie machte vor nichts halt, um ihn auf den Thron zu bringen.

Was hätte ich nicht getan, um meine kleine Tochter zu beschützen? Welche Tat wäre zu weit gegangen? Wenn ich sage: »Ich hätte jeden ohne Reue getötet«, macht mich das zu einem Ungeheuer?

Oder nur zu einem Vater?

Aber das überlegt man sich alles erst in der Rückschau. All diese Lektionen, zu spät gelernt. Als ich noch ein junger Mann war, kam ich mir körperlich wie ein verkrümmter Tattergreis voller Schmerzen und Zipperlein vor. Oh, wie ich mich selbst bedauerte und jede unbedachte Entscheidung rechtfertigte, die ich je gefällt hatte! Und als es dann an der Zeit war, der weise alte Mann meines Haushalts zu werden, saß ich im Körper eines Menschen mittleren Alters fest, immer noch den entsprechenden Leidenschaften und Regungen unterworfen, und verließ mich weiterhin auf die Kraft meines rechten Arms, obwohl es klüger gewesen wäre, innezuhalten und stattdessen meine Geisteskräfte einzusetzen.

Zu spät gelernte Lektionen. Jahrzehnte im Nachhinein
gewonnene Einsichten.

Und dementsprechend große Verluste.

Kapitel 1

WEIDENHAG

Burrich, alter Freund,

was soll ich sagen – wir haben uns hier wohl mittlerweile eingelebt. Es war keine angenehme Zeit für mich, und für dich auch nicht, wenn deine recht knappe Botschaft so viel verhehlt, wie ich vermute. Das Haus ist riesig, viel zu groß für uns beide. Es sieht dir ähnlich, erst nach unseren Reitpferden zu fragen, bevor du dich nach meiner Gesundheit erkundigst. Jene Frage werde ich als erste beantworten. Es freut mich, dir mitteilen zu können, dass Seidenlocke den Stallwechsel ruhig hingenommen hat, ganz wie der wohlgezogene Zelter, der sie stets war. Langer Kerl dagegen hat es sich zum neuen Zeitvertreib erkoren, den hiesigen Hengst zu drangsalieren, aber wir haben die notwendigen Schritte unternommen, um sicherzustellen, dass ihre jeweiligen Boxen und Koppeln gut voneinander getrennt sind. Ich füttere ihn nun mit weniger Getreide, und es gibt hier einen jungen Stallburschen, der seltsamerweise ausgerechnet Langmann heißt und sich vor Freude schier überschlug, als er meine Bitte hörte, dass er mit meinem Pferd mindestens ein Mal täglich ausreiten möge, damit es sich müde läuft. Dank dieser Kur wird Langer Kerl sicher bald zur Ruhe kommen.

Meine Gemahlin. Du hast nicht nach ihr gefragt, aber ich kenne dich gut, alter Freund. Deshalb teile ich dir mit, dass

sie zornig, gekränkt, melancholisch, hysterisch und alles in allem tausend verschiedener Meinungen über unsere Lage ist. Sie schimpft mich aus, weil ich ihr untreu war, bevor wir uns auch nur kennengelernt hatten, nur um mir im nächsten Augenblick zu verzeihen und sich selbst die Schuld daran zu geben, dass sie mir keinen Erben geboren hat, da es »offenkundig ist, dass das Problem ganz bei mir liegt«. Irgendwie werden wir beiden das schon durchstehen.

Ich weiß es zu schätzen, dass du meine anderen Verpflichtungen dort übernommen hast. Mein Bruder hat mir so viel über das Temperament deines Schützlings erzählt, dass ich euch beiden hiermit mein Mitgefühl und meine tiefste Dankbarkeit bekunde. Auf wen sonst könnte ich mich in solchen Zeiten verlassen, wenn es gilt, einen so unverschämten Gefallen zu erbitten?

Ich vertraue darauf, dass du verstehst, warum ich in dieser Hinsicht vorsichtig bleibe. Tätschele Hexe von mir, nimm sie in den Arm und gib ihr einen großen Knochen. Ich bin überzeugt, dass ich ihrer Wachsamkeit ebenso viel verdanke wie deiner. Meine Frau ruft durch die Flure nach mir. Ich muss dieses Schreiben nun beenden und auf den Weg bringen. Mein Bruder wird dir vielleicht etwas von mir ausrichten, wenn ihr euch das nächste Mal über den Weg lauft.

NICHT UNTERSCHRIEBENER BRIEF AN
STALLMEISTER BURRICH, VON CHIVALRIC

Frisch gefallener Schnee häufte sich in weißen Wällen auf den kahlen schwarzen Ästen der Birken, von denen die Einfahrt gesäumt war. Weiß funkelte auf Schwarz, wie beim zweifarbigen Wintergewand eines Narren. Der Schnee fiel in lockeren Flockenklumpen und fügte den Schneewehen auf dem Hof eine frische Schicht glitzernder Pracht hinzu. Er rundete die scharfen Kanten der frischen Wagenspuren

in der Einfahrt ab, löschte die wirren Fährten der Jungen aus und glättete die zerfurchten Trampelpfade, bis sie nur noch ein blasser Schatten ihrer selbst waren. Vor meinen Augen traf eine weitere Kutsche ein, die von einem Gespann Apfelschimmel gezogen wurde. Der rote Umhang des Kutschers war auf den Schultern schneebestäubt. Ein Page in Grün und Gelb eilte die Freitreppe von Weidenhag hinunter zur Kutsche, um die Tür zu öffnen und unsere Gäste willkommen zu heißen. Von meinem Aussichtspunkt aus konnte ich nicht erkennen, um wen es sich handelte, aber ihren Kleidern nach waren es wohl eher Weidner Kaufleute als Landadlige von einem der Nachbargüter. Während sie aus meinem Blickfeld verschwanden und der Kutscher den Wagen zu unseren Stallungen fuhr, sah ich in den Nachmittagschimmel auf. Es würde eindeutig noch mehr Schnee nachkommen. Vermutlich würde er die ganze Nacht lang fallen. Das war doch passend! Ich ließ den Vorhang los und drehte mich zu Molly um, die gerade unser Schlafzimmer betrat.

»Fitz! Bist du etwa noch nicht fertig?«

Ich sah an mir hinab. »Ich dachte, ich wäre es.«

Sie bedachte mich mit einem Zungenschmalzen. »Oh, Fitz. Es ist Winterfest! Die Säle sind mit Immergrün geschmückt, Philia hat die Köchin ein Festmahl zubereiten lassen, von dem der ganze Haushalt wahrscheinlich drei Tage lang satt wird, und die Hälfte unserer Gäste ist bereits eingetroffen. Du solltest dort unten sein und sie begrüßen, sobald sie ankommen. Und du bist noch nicht einmal angezogen!«

Ich erwog, sie zu fragen, was gegen das sprach, was ich trug, aber sie wühlte schon in meiner Kleidertruhe herum, zog Gewänder daraus hervor, musterte sie prüfend und legte sie dann wieder aus der Hand. Ich wartete.

»Das hier«, sagte sie und hielt ein weißes Leinenhemd mit Spitzenpaspeln an den Ärmeln hoch. »Und dazu dieses

Wams. Es weiß doch jeder, dass es Glück bringt, zum Winterfest Grün zu tragen. Mit deiner Silberkette, die zu den Knöpfen passt. Und diese Beinlinge. Sie sind zwar altmodisch genug, dich wie einen alten Mann aussehen zu lassen, aber zumindest nicht so ausgeleiert wie die, die du anhast. Ich weiß, dass es keinen Zweck hat, dich zu bitten, deine neue Hose zu tragen.«

»Ich *bin* ein alter Mann. Mit siebenundvierzig darf ich mich doch wohl anziehen, wie ich möchte?«

Sie runzelte die Stirn und bedachte mich mit einem gespielt finsternen Blick. Dann stemmte sie die Hände in die Hüften. »Nennst du mich etwa eine alte Frau, Freundchen? Denn wenn ich mich recht entsinne, bin ich drei Jahre älter als du.«

»Natürlich nicht!«, nahm ich meine Worte hastig zurück. Ich konnte jedoch nicht widerstehen, ein bisschen zu nörkeln. »Aber ich habe keine Ahnung, warum alle sich kleiden wollen, als wären sie jamaillianische Adlige. Der Stoff dieser Hose ist so dünn, dass die kleinste Brombeerranke sie zerfetzen würde, und ...«

Sie schaute mit einem gereizten Seufzen zu mir hoch. »Ja. Das habe ich von dir schon hundert Mal gehört. Reden wir gar nicht erst davon, dass es im Herrenhaus von Weidenhag sehr wenige Brombeerranken gibt, ja? Also ... nimm diese sauberen Beinlinge. Die, die du trägst, sind eine Schande; hast du sie nicht schon gestern angehabt, als du das Pferd mit dem gespaltenen Huf verarztet hast? Und zieh deine Hausschuhe an, nicht diese ausgetretenen Stiefel. Man wird erwarten, dass du tanzt, das weißt du doch.«

Sie beendete ihre Ausgrabung in meiner Kleidertruhe und richtete sich auf. Ich fügte mich ins Unvermeidliche und hatte bereits begonnen, mich auszuziehen. Als ich den Kopf durchs Hemd steckte, begegnete mein Blick ihrem. Sie

lächelte auf wohlbekannte Weise, und als ich ihre Stechpalmenkrone, die Spitzenrüschen ihrer Bluse und ihr fröhlich besticktes Kleid betrachtete, brachte ich selbst ein Lächeln zur Antwort auf ihres zustande.

Ihr Lächeln wurde breiter, aber sie wich dennoch einen Schritt vor mir zurück. »Also wirklich, Fitz! Wir haben Gäste, die unten auf uns warten.«

»Wenn sie schon so lange gewartet haben, können sie noch ein bisschen länger warten. Nessel kann sich um sie kümmern.«

Ich trat auf sie zu, aber sie flüchtete an die Tür und legte die Hand auf den Griff, während sie so heftig den Kopf schüttelte, dass ihre schwarzen Löckchen ihr um Stirn und Schultern tanzten. Sie senkte den Kopf, sah durch die Wimpern zu mir auf und wirkte auf einmal wieder wie ein Mädchen. Ein wildes junges Ding aus Burgstadt, das einen Sandstrand entlang verfolgt werden wollte. Ob sie sich daran erinnerte? Vielleicht, denn sie biss sich auf die Unterlippe, und ich sah, wie ihre Entschlossenheit fast ins Wanken geriet. Aber dann: »Nein, unsere Gäste können nicht warten. Nessel kann sie zwar willkommen heißen, aber eine Begrüßung durch die Tochter des Hauses ist nicht dasselbe wie eine durch dich und mich. Sieber mag ihr als unser Verwalter zur Seite stehen und ist ihr sicher eine große Hilfe, doch bis der König ihnen die Erlaubnis erteilt zu heiraten, sollten wir sie nicht als Paar auftreten lassen. Aber du und ich können warten, denn ›ein bisschen‹ von dir reicht mir heute Abend nicht. Ich erwarte, dass du dich mehr anstrengst.«

»Wirklich?«, fragte ich herausfordernd und machte zwei schnelle Schritte auf sie zu, aber mit einem mädchenhaften Aufschrei floh sie durch die Tür und zog sie fast ganz hinter sich zu.

Durch den Türspalt sagte sie: »Beeil dich! Du weißt doch,

wie schnell Philiass Feste ausarten können. Ich habe Nessel die Verantwortung übertragen, aber du weißt ja, dass Sieber fast so schlimm wie Philia ist.« Eine Pause. »Und wage es ja nicht, zu spät zu kommen, sodass ich ohne Tanzpartner dastehe!«

Sie schloss die Tür just in dem Augenblick, als ich dort ankam. Ich blieb stehen und machte mit einem leisen Seufzen kehrt, um mir saubere Beinlinge und weiche Schuhe anzuziehen. Sie erwartete von mir zu tanzen, und ich würde mein Bestes tun. Ich wusste wirklich, dass Sieber auf jeder Feier in Weidenhag mit einer Zügellosigkeit über die Stränge schlug, die gar nicht zu dem zurückhaltenden Mann passte, als der er sich in Bocksburg stets zeigte. Ich ertappte mich bei einem Lächeln. Gelegentlich folgte Nessel seinem Vorbild und zeigte eine heitere Seite, die auch sie am Königshof nur selten an den Tag legte. Herd und Recht, die zwei der insgesamt sechs erwachsenen Söhne, die noch zu Hause wohnten, würden sich auch nicht lange bitten lassen. Da Philia halb Weiden und noch dazu mehr Musiker eingeladen hatte, als an einem einzigen Abend auftreten konnten, rechnete ich voll und ganz damit, dass unser ausgelassenes Winterfest mindestens drei Tage dauern würde.

Mit einem gewissen Widerwillen streifte ich meine Beinlinge ab und zog die neue Hose an. Sie war in einem Dunkelgrün gehalten, das beinahe schwarz wirkte, bestand aus dünnem Leinen und war fast so ausladend wie ein Rock. Ich musste sie mit Bändern an meiner Taille festschnüren. Eine breite Seidenschärpe vervollständigte den lächerlichen Aufzug. Ich sagte mir, dass es Molly gefallen würde, wenn ich sie trug, und ich hatte den Verdacht, dass man Sieber in den Ohren gelegen hatte, sich in ähnliche Gewänder zu hüllen. Erneut seufzte ich und fragte mich, warum wir alle die jamaillianische Mode nachahmen mussten, fand mich

aber schließlich damit ab. Ich kleidete mich vollständig an, band mein widerspenstiges Haar zu einem Kriegerzopf zurück und verließ unser Schlafzimmer. Am oberen Ende der großen Eichtreppe blieb ich stehen; der Lärm fröhlicher Kurzweil scholl zu mir herauf. Ich holte Luft, als würde ich gleich in tiefes Wasser eintauchen. Ich hatte nichts zu fürchten, keinen Grund zu zögern, und doch hatten mich die Gewohnheiten fest im Griff, die mir in meiner fernen Knabenzeit in Fleisch und Blut übergegangen waren. Ich hatte jedes Recht, diese Treppe hinabzusteigen und mich als Herr des Hauses und Ehemann der Dame, der es gehörte, unter die lustige Gesellschaft zu mischen. Für alle dort unten war ich Gutsherr Tom Dachsenbless, der aus kleinen Verhältnissen stammen mochte, aber an der Seite seiner Hochdame Molly in den niederen Adel erhoben worden war. Der Bastard Fitz-Chivalric Weitseher war vor gut zwei Dutzend Jahren zur letzten Ruhe gebettet worden. Die Besucher sahen in mir den Gutsherrn Tom und den Gastgeber des Festes, auf dem sie sich gut unterhalten würden.

Selbst wenn ich eine alberne jamaillianische Hose trug.

Ich blieb noch einen Augenblick stehen und lauschte. Ich hörte zwei verschiedene Spielsmannstruppen, die sich darin überboten, ihre Instrumente zu stimmen. Plötzlich ertönte klar und durchdringend Siebers Lachen und brachte mich zum Schmunzeln. Das Stimmengewirr aus dem großen Saal wurde lauter und verklang dann wieder. Eine der Musikergruppen setzte sich durch, denn auf einmal über-tönte ein munterer Trommelwirbel das Raunen und gab den Takt vor. Der Tanz würde bald beginnen. Ich kam wirklich zu spät, und es wurde Zeit, dass ich nach unten ging. Doch es war ein Genuss, hier oben über den Dingen zu stehen und mir Nessels flinke Füße und funkelnde Augen auszumalen, während Sieber sie durch die Schrittfolgen führte. Oh,

und Molly! Sie wartete sicher auf mich! Ich war im Laufe der Jahre um ihretwillen ein ganz passabler Tänzer geworden, weil sie diesen Zeitvertreib so liebte. Sie würde mir nicht so leicht verzeihen, wenn ich sie jetzt warten ließ.

Ich eilte die gebohnerte Eichtreppe hinab, erreichte die Eingangshalle – und dort verstellte mir auf einmal Rummel den Weg. Unser neuer junger Verwalter wirkte in seinem weißen Hemd, seinem feierlich schwarzen Wams und seiner schwarzen Hose jamaillianischen Stils wirklich sehr elegant. Seine grünen Hausschuhe stachen einem ins Auge, wie auch der gelbe Schal, den er um den Hals trug. Grün und Gelb waren die Farben von Weidenhag, und ich vermutete, dass diese Ausstaffierung Philiass Idee war. Ich ließ nicht zu, dass sich mein Mund zu einem Lächeln verzog, aber ich glaube, er sah es an meinen Augen. Er richtete sich noch höher auf und schaute auf mich hinab, während er mir nüchtern meldete: »Herr, es sind Spielleute an der Tür.«

Ich sah ihn verwirrt an. »Dann lasst sie gefälligst ein, Mann. Es ist Winterfest.«

Er blieb reglos stehen und schürzte missbilligend die Lippen. »Herr, ich glaube nicht, dass sie eingeladen sind.«

»Es ist Winterfest«, wiederholte ich und begann, mich zu ärgern. Molly würde nicht erfreut sein, noch länger warten zu müssen. »Philia lädt jeden Spielmann, Puppenspieler, Gaukler, Kesselflicker und Hufschmied, dem sie begegnet, ein, herzukommen und eine Zeitlang bei uns zu verweilen. Sie hat die Musiker sicher schon vor Monaten eingeladen und es dann vergessen.«

Ich hätte nicht gedacht, dass sein Auftreten noch gezwungener werden könnte, aber genau das geschah. »Herr, sie waren vor dem Stall und haben versucht, durch einen Riss zwischen den Brettern zu spähen. Langmann hat die Hundebellen hören und ist hingegangen, um den Grund dafür in

Erfahrung zu bringen; da hat er sie gefunden. Sie sagten, sie wären Spielleute, die man zum Winterfest hergebeten hätte.«

»Und?«

Er sog scharf die Luft ein. »Herr, ich glaube nicht, dass es Spielleute sind. Sie haben keine Instrumente, und während einer sagte, sie wären Spielleute, sagte ein anderer, nein, sie wären Gaukler. Aber als Langmann vorschlug, sie zur Vordertür zu begleiten, sagten sie, das wäre nicht nötig, sie wollten nur um Unterkunft für die Nacht bitten, und der Stall würde ausreichen.« Er schüttelte den Kopf. »Langmann hat unter vier Augen mit mir gesprochen, als er sie hergebracht hat. Er glaubt, dass sie nicht das sind, wofür sie sich ausgeben. Und das denke ich auch.«

Ich musterte ihn. Er verschränkte die Arme. Zwar sah er mir nicht in die Augen, aber sein Mund war trotzig zusammengekniffen. Ich brachte ein gewisses Maß an Nachsicht für ihn auf. Er war jung und noch recht neu im Haushalt. Cravit Sanfthand, unser alter Verwalter, war letztes Jahr gestorben. Sieber hatte viele der Pflichten des alten Mannes übernommen, aber darauf bestanden, dass ein neuer Verwalter für Weidenhag ausgebildet werden musste. Ich hatte beiläufig erwidert, dass ich keine Zeit hätte, einen zu suchen, und binnen dreier Tage hatte Sieber uns Rummel gebracht. Ich sagte mir, dass Rummel sich nach nur zwei Monaten wohl noch nicht ganz in seine Stellung eingefunden hatte, und überlegte, ob Sieber ihn vielleicht ein bisschen zu sehr zur Vorsicht gemahnt hatte. Schließlich war Sieber Chades Geschöpf und trotz seiner augenblicklichen Ausgelassenheit ein Mann, dem Vorsicht zur zweiten Natur geworden war. Hätten wir ihm freie Hand gelassen, dann hätten wir auf Weidenhag eine Wachmannschaft gehabt, die der Königinnengarde das Wasser reichen konnte. Ich zwang

meine Gedanken, sich wieder mit der anstehenden Angelegenheit zu befassen.

»Ich weiß Eure Sorge zu schätzen, Rummel. Aber es ist Winterfest, und an solch einem Feiertag sollten wir niemandem die Tür vor der Nase zuschlagen, mag er nun Spielmann oder fahrender Bettler sein. Solange im Haus noch Platz ist, müssen sie nicht im Stall schlafen. Bitte sie herein. Ich bin sicher, dass alles gut wird.«

»Herr.« Er war nicht einer Meinung mit mir, gehorchte aber. Ich unterdrückte ein Seufzen. Für den Augenblick genügte das.

Ich wandte mich ab, um mich im großen Saal ins Getümmel zu stürzen.

»Herr?«

Ich drehte mich wieder zu Rummel um. Mein Tonfall war strenger als zuvor, als ich ihn fragte: »Liegt sonst noch etwas an, Rummel? Etwas Dringendes?« Ich konnte die tastenden Töne der Musiker hören, die ihre Instrumente aufeinander abstimmten. Und dann erblühte die Musik auf einmal. Ich hatte den Beginn des ersten Tanzes versäumt. Zähneknirschend malte ich mir aus, wie Molly allein dastand und die herumwirbelnden Tänzer beobachtete.

Ich sah, wie Rummel sich kurz auf die Unterlippe biss. Er beschloss weiterzusprechen. »Herr, Ihr wart immer noch nicht in Eurem Arbeitszimmer, um Euch die Botschaft anzuhören.«

»Botschaft?«

Rummel seufzte leidgeprüft. »Ich habe vor Stunden einen unserer Pagen auf Zeit mit einer Nachricht auf die Suche nach Euch geschickt. Er sagte, er hätte sie Euch durch die Tür des Dampfbads zugerufen. Ich muss schon sagen, Herr ... Das kommt davon, wenn man ungeübte Jungen und Mädchen als Pagen einsetzt! Wir sollten einige auf Dauer

einstellen, und sei es nur, um sie für den Bedarfsfall auszubilden.« Angesichts meiner überdrüssigen Miene räusperte sich Rummel und wechselte die Taktik. »Verzeihung, Herr. Ich hätte ihn zurückschicken sollen, um sicherzugehen, dass Ihr ihn gehört habt.«

»Nun, ich habe ihn nicht gehört. Würde es Euch etwas ausmachen, Euch an meiner Stelle darum zu kümmern, Rummel?« Ich machte halbherzig einen Schritt in Richtung Saal. Die Musik schwoll an.

Rummel schüttelte unmerklich den Kopf. »So leid es mir tut, Herr: Man hat mir mit Nachdruck mitgeteilt, dass die Botschaft nur für Eure Ohren bestimmt ist. Ich habe zweimal nachgefragt, ob ich etwas ausrichten könne, und sogar angeboten, die Botschaft niederzuschreiben, damit Ihr sie erhaltet.« Er schüttelte noch einmal den Kopf. »Aber anscheinend dürft nur Ihr die Worte hören.«

Da erriet ich, um was für eine Botschaft es sich handelte. Gutsherr Barit versuchte schon lange, mir die Erlaubnis abzuringen, einen Teil seiner Herde bei unseren Schafen grasen zu lassen. Unser Schäfer beharrte stur darauf, dass dann zu viele Tiere auf unserer Winterweide stehen würden. Ich war entschlossen, auf Schäfer Lin zu hören, auch wenn Barit mittlerweile bereit war, einen anständigen Geldbetrag zu bieten. Der Winterfestabend war kein geeigneter Zeitpunkt für Geschäfte. Die liefen einem nicht davon. »Schon gut, Rummel. Und seid nicht zu streng mit unseren Pagen. Ihr habt recht. Wir sollten ein oder zwei einstellen. Aber die meisten von ihnen werden, wenn sie groß sind, in den Obstgärten arbeiten oder das Handwerk ihrer Mütter ausüben. Es kommt selten vor, dass wir sie hier in Weidenhag brauchen.« Ich wollte darüber hier und jetzt nicht nachdenken. Molly wartete! Ich holte tief Luft und fällte eine Entscheidung. »So rücksichtslos es auch wirken mag, dass

ich einen Boten so lange habe warten lassen, es wäre noch unhöflicher, wenn ich meiner Frau zumuten würde, nach dem ersten auch noch den zweiten Tanz ohne Partner zu verbringen. Bitte richtet dem Boten meine Entschuldigung dafür aus, dass ich unglücklicherweise verhindert bin, und sorgt dafür, dass er zu seiner Zufriedenheit mit Essen und Trinken versorgt wird. Sagt ihm, dass ich gleich nach dem zweiten Tanz ins Arbeitszimmer kommen werde.« Ich hatte nicht die geringste Lust, das zu tun. Heute Abend waren die Festlichkeiten verlockender. Mir kam ein besserer Einfall. »Nein! Ladet ihn ein, am Fest teilzunehmen. Sagt ihm, dass er sich amüsieren soll und dass wir uns morgen Vormittag zusammensetzen.« In meinem Leben gab es beim besten Willen nichts, was so dringend sein konnte, dass ich mich noch heute Abend darum kümmern musste.

»Ihr, Herr.«

»Wie bitte, Rummel?«

»Ihr. Es handelt sich um eine Botin, Herr, ein Mädchen, das, wie es aussieht, noch kaum zur Frau herangereift ist. Natürlich habe ich ihr bereits Essen und Trinken angeboten. Ich würde niemanden so vernachlässigen, der an Eure Tür klopft – vor allem nicht, wenn er einen langen Weg hinter sich zu haben scheint und erschöpft wirkt.«

Die Musik spielte, und Molly wartete. Sollte doch lieber die Botin warten als Molly! »Dann bietet ihr ein Zimmer an und fragt, ob man ihr ein heißes Bad einlassen oder ihr ein Mahl auftragen soll, das sie in aller Ruhe allein genießen kann, bevor wir uns morgen treffen. Bemüht Euch nach Kräften, es ihr behaglich zu machen, Rummel. Morgen steht ihr dann so viel von meiner Zeit zur Verfügung, wie sie möchte.«

»Jawohl, Herr.«

Er wandte sich ab, um in die Eingangshalle zurückzukeh-

ren, und ich eilte in den großen Saal von Weidenhag. Die hohe zweiflüglige Tür stand offen, und die goldenen Eichenbretter glänzten im Feuerschein und Kerzenlicht. Musik und das Tappen und Trappeln tanzender Füße drangen von dort in den holzgetäfelten Korridor, doch als ich näher kam, spielten die Musiker den letzten Refrain, und mit einem lauten Ausruf endete der Tanz. Ich rollte die Augen, weil ich solch ein Pech hatte.

Aber als ich den Saal betrat und in den Beifallssturm eintauchte, der den Spielleuten galt, sah ich, wie Mollys Tanzpartner sich feierlich vor ihr verneigte. Mein Stiefsohn hatte seine Mutter gerettet und mit ihr das Tanzbein geschwungen. Der junge Herd war im Laufe des letzten Jahres wie Unkraut in die Höhe geschossen. Er war so dunkelhaarig und gutaussehend, wie sein Vater es gewesen war, aber die Stirn und das Lächeln hatte er von Molly. Mit seinen siebzehn Jahren konnte er seiner Mutter schon von oben auf den Kopf sehen. Seine Wangen waren vom lebhaften Tanz gerötet, und Molly wirkte nicht, als hätte sie mich auch nur das kleinste bisschen vermisst. Als sie aufschaute und mir quer durch den Saal in die Augen sah, lächelte sie. Ich segnete Herd im Stillen und beschloss, mir eine handfeste Art einfallen zu lassen, ihm meinen Dank abzustatten. Auf der anderen Seite des Saals lehnte sein älterer Bruder Recht am Kamin. Nessel und Sieber standen daneben; Nessels Wangen waren rosig, und da wusste ich, dass Recht seine ältere Schwester aufzog und Sieber mit ihm unter einer Decke steckte.

Ich ging durch den Raum auf Molly zu und blieb dabei mehrfach stehen, um mich zu verneigen und die Begrüßung unserer vielen Gäste zu erwidern, die mich willkommen hießen. Hier waren Menschen aller Stände und Gewerke versammelt: die Gutsherren und niederen Adligen unserer Gegend, mit Spitze und Leinenhosen herausgeputzt, Kes-

selflicker John, die Dorfschneiderin und eine ortsansässige Käserin. Ihr Festtagsstaat war etwas altmodischer und zum Teil sogar abgetragen, aber zur Feier des Tages aufgebürstet, und die glänzenden Stechpalmenkronen und -zweige, die viele trugen, waren frisch geschnitten. Molly hatte ihre besten Duftkerzen aufgestellt, sodass Lavendel und Geißblatt in der Luft lagen, während die tanzenden Flammen die Wände golden und honigfarben wirken ließen. Große Feuer loderten in allen drei Kaminen, an denen rotgesichtige Dorfjungen sich um die Spießbraten kümmerten. Mehrere junge Mädchen hatten am Bierfass in der Ecke gut zu tun und füllten die Tablett mit Humpen, die sie den außer Atem geratenen Tänzern anboten, sobald die Musik verklang.

An einem Ende des Saals bogen sich Tische unter Brot, Äpfeln und Tellern mit Rosinen, Nüssen, Gebäck und Pudding, Platten voller Räucherfisch und vielen anderen Gerichten, die ich nicht erkannte. Fetttriefende Fleischscheiben, die frisch vom Spießbraten abgeschnitten wurden, sorgten dafür, dass keine Wünsche offenblieben, und ihr köstlicher Duft gesellte sich der Festtagsluft bei. Auf den Bänken drängten sich bereits Gäste, die sich schon an Essen und Trinken labten, denn natürlich standen auch reichlich Bier und Wein zur Verfügung.

Am anderen Ende des Raumes machten die ersten Spielleute dem zweiten Trupp Platz. Der Boden war für die Tänzer mit Sand bestreut worden. Zweifellos war er bei der Ankunft der Gäste noch zu eleganten Mustern zusammengekehrt gewesen, doch jetzt spiegelte er die munteren Schritte der Feiernden wider. Ich traf an Mollys Seite ein, als die neuen Musiker gerade die ersten Töne anstimmten. Diese Weise war so getragen, wie die erste lebhaft gewesen war, und so konnte ich Molly, als sie mich auf die Tanzfläche führte, an beiden Händen festhalten und ihre Stimme über die Melo-

die hinweg hören. »Du siehst heute Abend sehr adrett aus, Gutsherr Dachsenbless.« Sie zog mich in eine Reihe mit den anderen Männern.

Ich verneigte mich feierlich über unsere umschlungenen Hände. »Wenn du froh bist, dann bin ich zufrieden«, antwortete ich und ignorierte den Stoff, der mir gegen die Waden schlug, als wir uns drehten und uns für einen Augenblick voneinander lösten, um uns dann wieder an die Hand zu nehmen. Kurz erhaschte ich einen Blick auf Sieber und Nessel. Ja, er trug die gleiche Sorte weit schwingender Hosen in Blau, und er hielt meine Tochter nicht an den Fingerspitzen, sondern an den Händen. Nessel lächelte. Als ich wieder Molly ansah, lächelte auch sie. Meine Blickrichtung war ihr nicht entgangen.

»Waren wir jemals so jung?«, fragte sie mich.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Unser Leben war härter, als wir in dem Alter waren.«

Ich sah ihr an, dass sie die Gedanken durch die Jahre zurückschweifen ließ.

»In Nessels Alter war ich schon die Mutter dreier Kinder und mit dem vierten schwanger. Und du ...« Sie brach ab, und ich sagte nichts.

Ich hatte mit meinem Wolf in einer kleinen Hütte in der Nähe von Schmiedetal gelebt. War es vielleicht das Jahr gewesen, in dem ich Harm bei mir aufgenommen hatte? Der Waisenjunge hatte sich darüber gefreut, ein Zuhause zu bekommen, und Nachtauge über die muntere Gesellschaft. Damals hatte ich geglaubt, mich damit abgefunden zu haben, dass ich Molly an Burrich verloren hatte. Vor neunzehn langen Jahren ...

Ich verdrängte den Schatten jener Tage, trat näher an Molly heran, legte ihr die Hände um die Taille und hob sie hoch, als wir herumwirbelten. Sie stützte sich auf meinen

Schultern ab und riss vor Überraschung und Entzücken den Mund auf. Die anderen Tänzer um uns herum starrten uns kurz an. Als ich sie wieder auf die Füße stellte, bemerkte ich: »Und deshalb sollten wir jetzt jung sein.«

»Du vielleicht.« Ihre Wangen waren gerötet, und sie schien etwas außer Atem zu sein, als wir die Schrittfolge noch einmal durchliefen, uns dann drehten, voneinander lösten und wieder zusammenkamen. Oder fast. Nein, ich hätte mich noch einmal drehen sollen, und dann ... Ich hatte es hoffnungslos vermasselt, und das gerade in dem Augenblick, als ich so stolz darauf gewesen war, mich vom letzten Mal noch an jeden Schritt dieses Tanzes zu erinnern. Die anderen Tänzer wichen mir aus und teilten sich, um an mir vorbeizuströmen, als wäre ich ein starrer Felsen in einem Bach. Ich drehte mich im Kreis, hielt nach Molly Ausschau und stellte fest, dass sie hinter mir stand und sich die Hände in dem vergeblichen Versuch vor den Mund geschlagen hatte, ihr Lachen zu verbergen. Ich streckte die Arme aus, damit wir uns beide wieder in den Tanz einreihen konnten, aber sie umfasste meine Hände und zog mich atemlos lachend von der Tanzfläche weg. Ich verdrehte die Augen und versuchte, mich zu entschuldigen, aber sie sagte: »Nicht so schlimm, mein Schatz. Ich habe nichts gegen ein bisschen Ruhe und etwas zu trinken einzuwenden. Herd hat mich vorhin mit all seinem Getrippel ganz müde gemacht. Ich brauche eine kurze Pause.« Plötzlich schnappte sie nach Luft und wankte gegen mich. Ihre Stirn glänzte vor Schweiß. Sie fasste sich in den Nacken und rieb ihn, wie um einen Krampf zu lockern.

»Ich auch«, log ich.

Rot im Gesicht lächelte sie mich schwach an, während sie sich die Hand auf die Brust presste, als könnte sie so ihr flatterndes Herz beruhigen. Ich erwiderte ihr Lächeln und führte sie zu ihrem Stuhl am Kamin. Kaum dass ich ihn ihr

zurechtgerückt hatte, stand schon ein Page neben mir und bot an, ihr Wein zu holen. Sie nickte, und er huschte davon.

»Was ist denn da überall an seine Mütze genäht?«, fragte ich abgelenkt.

»Federn. Und Haarsträhnen aus Rossschweif.« Sie war immer noch außer Atem.

Ich sah sie schief an.

Sie erklärte: »Das hat Philia sich dieses Jahr in den Kopf gesetzt. Alle Jungen, die sie in Weiden angeheuert hat, um als Pagen zu dienen, sind so gekleidet. Federn, damit aller Ärger davonfliegt, und Haare aus dem Pferdeschweif, weil wir den unseren Sorgen zeigen, wenn wir vor ihnen fliehen.«

»Ich ... verstehe.« Meine zweite Lüge an diesem Abend.

»Wie schön, denn ich verstehe es beim besten Willen nicht. Aber es ist doch bei jedem Winterfest irgendetwas, nicht wahr? Weißt du noch, wie Philia in dem einen Jahr Grünholzstäbe an alle unverheirateten Männer verteilt hat, die zum Fest kamen – und damit nach ihrer Einschätzung die Länge der Männlichkeit des jeweiligen Empfängers bemessen hat?«

Ich unterdrückte das Auflachen, das mir zu entschlüpfen drohte. »Ja. Anscheinend dachte sie, die jungen Damen bräuchten einen unmissverständlichen Fingerzeig, welche Männer die besten Gatten abgeben würden.«

Molly zog die Augenbrauen hoch. »Vielleicht war das auch so. Beim darauffolgenden Frühlingsfest haben schließlich sechs Hochzeiten stattgefunden.«

Meine Frau warf einen Blick quer durch den Saal. Philia, meine Stiefmutter, war in ein prächtiges altmodisches Gewand aus blassblauem Samt gehüllt, das an Manschetten und Halsausschnitt mit schwarzer Spitze besetzt war. Ihr langes graues Haar war geflochten und zu einer Zopfkrone hochgesteckt. Sie trug ein einzelnes Stechpalmenzweig-

lein darin – und ein paar Dutzend leuchtend blaue Federn, die in alle Richtungen abstanden. Von einem Armband an ihrem Handgelenk baumelte ein Fächer; passend zu ihrem Kleid und den Federn war er blau und am Rand ebenfalls mit gestärkter schwarzer Spitze besetzt. Sie wirkte auf mich liebreizend und exzentrisch zugleich – so war es schon immer gewesen. Gerade drohte sie Mollys jüngstem Sohn mit dem Finger und ermahnte ihn. Herd stand stramm und sah ernst auf sie hinab, aber hinter seinem Rücken zuckten seine verschränkten Finger. Sein Bruder Recht stand ein Stück weit entfernt, verbarg sein Grinsen und wartete darauf, dass Philia Herd freigegeben würde. Ich erbarmte mich der beiden. Philia schien zu glauben, sie wären noch immer zehn und zwölf. Dabei überragten Mollys Söhne sie mittlerweile: Recht stand kurz vor seinem zwanzigsten Geburtstag, und Herd, der jüngste, war siebzehn. Dennoch ließ er sich ausschimpfen wie ein kleiner Junge und nahm Philias Tadel nachsichtig hin.

»Ich möchte Fürstin Philia wissen lassen, dass noch mehr von ihren Spielleuten eingetroffen sind. Ich hoffe, es ist diesmal der letzte Trupp. Wenn noch weitere hinzustoßen, werden sie am Ende noch handgreiflich, um auszufechten, wer auftreten darf und für wie lange.« Alle Spielleute, die nach Weidenhag gebeten wurden, um dort ihre Kunst darzubieten, konnten sich ihrer Mahlzeiten und eines warmen Schlafplatzes gewiss sein; zusätzlich erhielten sie zum Dank für ihre Mühen einen kleinen Geldbeutel. Den Rest ihrer Belohnung mussten sie von den Gästen einwerben, und oft strichen die Musiker, die am häufigsten auftraten, den höchsten Gewinn ein. Drei Trupps von Spielleuten waren für ein Winterfest auf unserem Gut mehr als genug. Vier stellten eine Herausforderung dar.

Molly nickte. Sie hob die Hände an ihre rosigen Wangen.

»Ich glaube, ich bleibe noch ein bisschen hier sitzen. Oh, da kommt ja der Junge mit meinem Wein!«

Die Musik endete für kurze Zeit, und ich ergriff die Gelegenheit, schnell die Tanzfläche zu überqueren. Philia sah mich kommen, lächelte mich erst an und bedachte mich dann mit einem finsternen Blick. Als ich bei ihr eintraf, hatte sie Herd schon völlig vergessen, und er war mitsamt seinem Bruder entkommen. Sie ließ ihren Fächer zuschnappen, zeigte damit auf mich und fragte anklagend: »Was ist aus deinen Beinlingen geworden? Diese Röcke umflattern deine Waden ja wie die sturmzerfetzten Segel eines Schiffes!«

Ich sah auf meine Hose hinab und schaute dann wieder zu Philia hoch. »Die neueste Mode aus Jamaillia.« Als ihre Missbilligung sich nur noch vertiefte, fügte ich hinzu: »Molly hat sie ausgewählt.«

Fürstin Philia starrte die Hose an, als hätte ich darin einen Wurf Kätzchen versteckt. Dann hob sie den Blick, sah mir lächelnd in die Augen und sagte: »Eine wunderschöne Farbe. Und ich bin überzeugt, dass Molly sich freut, dass du sie trägst.«

»So ist es.«

Philia hob die Hand und legte sie mir, als ich ihr den Arm bot, auf den Unterarm. Dann begannen wir einen langsamen Spaziergang durch den großen Saal. Die Gäste machten ihr Platz, verbeugten sich und knicksten. Fürstin Philia, die heute Abend ganz die große Dame war, neigte vor manchen feierlich den Kopf und begrüßte andere herzlich mit einer Umarmung, je nachdem, was die Leute verdient hatten. Ich begnügte mich damit, sie zu begleiten, zu beobachten, wie sehr sie alles genoss, und zu versuchen, trotz ihrer geflüsterten Bemerkungen über Hochherr Durdens Mundgeruch oder ihr Mitleid mit Kesselflicker Dan, der so rasch eine Glatze bekam, keine Miene zu verziehen. Einige der älteren

Gäste erinnerten sich noch an die Zeit, in der sie nicht nur die Herrin von Weidenhag, sondern auch Prinz Chivalrics Gemahlin gewesen war. In vielerlei Hinsicht herrschte sie hier noch immer, denn Nessel verbrachte einen Großteil ihrer Zeit in Bocksburg, und Molly war es zufrieden, Philia in den meisten Dingen schalten und walten zu lassen, wie es ihr beliebte. Ich wusste, dass es selten vorkam, dass zwei Frauen so stillvergnügt unter einem Dach zusammenlebten, und war dankbar für mein glückliches Los.

Als wir Philias Lieblingssessel am Kamin erreichten, setzte ich sie dort ab, holte ihr einen Becher Apfelwein mit Gewürzen und vertraute ihr dann an: »Die letzten deiner Musiker sind vorhin eingetroffen, als ich auf dem Weg die Treppe hinunter war. Ich habe sie noch nicht hereinkommen sehen, aber ich dachte, es würde dich freuen zu hören, dass sie hier sind.«

Sie zog die Augenbrauen hoch und blickte sich dann überall im Saal um. Der dritte Trupp Spielleute machte sich gerade bereit, die Estrade zu übernehmen. Philia schaute wieder mich an. »Nein, es sind alle da. Ich war dieses Jahr bei meiner Auswahl höchst umsichtig. Zum Winterfest, so dachte ich mir, müssen wir ein paar feurige Leute haben, um die Kälte abzuhalten. Und so gehört, wie du siehst, zu jedem Trupp, den ich hergebeten habe, ein Rotschopf. Siehst du die Frau dort, die gerade ihre Stimme aufwärmt? Schau dir nur diesen Wasserfall von kastanienbraunem Haar an! Sag mir ja nicht, dass sie dieses Winterfest nicht ganz allein mit ihrer Seele wärmen wird.« Die Frau strahlte in der Tat große Wärme aus. Sie gönnte den Tänzern eine Pause, indem sie eine lange Ballade anstimmte, die besser zum Zuhören als zum Tanzen taugte und die sie mit voller, rauchiger Stimme vortrug. Ihr Publikum, Alt und Jung, rückte näher an sie heran, als sie die überkommene Mär von der Maid sang, die

vom greisenhaften Väterchen Winter verführt und in seine entlegene Eisfestung im fernen Süden verschleppt wird.

Alle lauschten der Geschichte gebannt, und so kam es, dass ich aus dem Augenwinkel die Bewegung bemerkte, als zwei Männer und eine Frau den Saal betraten. Wie geblendet schauten sie sich um, und vielleicht waren sie es nach ihrer langen Wanderung durchs abendliche Schneegestöber tatsächlich. Offensichtlich waren sie zu Fuß gekommen, denn ihre derben ledernen Hosen waren an den Knien durchnässt. Ihre Gewänder wirkten seltsam, wie es bei Spielzeugen oft vorkam, aber was diese hier trugen, war anders als alles, was ich bisher gesehen hatte. Ihr Schuhwerk war gelb und wies braune Flecken von der Nässe auf; ihre ledernen Hosen waren so kurz, dass sie nur knapp über den Ansatz der kniehohen Stiefel reichten. Ihre Wämser bestanden ebenfalls aus hellbraun gegerbtem Leder. Darunter trugen sie Strickhemden aus schwerer Wolle, die unbequem wirkten, als lägen sie unter dem Leder zu eng an. »Da sind sie ja«, sagte ich zu Philia.

Sie starrte quer durch den Saal zu ihnen hinüber. »Die habe ich nicht eingeladen«, verkündete sie und rümpfte gekränkt die Nase. »Sieh dir doch diese Frau an – bleich wie ein Gespenst! In ihr steckt kein bisschen Feuer. Und die Männer sind genauso winterlich, mit Haaren von der Farbe eines Eisbärenfells. Brr! Mir wird ja schon kalt, wenn ich sie nur ansehe.« Dann glättete sich ihre Stirn. »Also werde ich ihnen nicht gestatten, heute Abend zu singen. Aber lass sie uns im Hochsommer wieder herbitten, wenn eine eiskalte Erzählung oder ein kühler Wind an einem schwülen Abend hochwillkommen wäre.«

Doch bevor ich darangehen konnte, ihrer Aufforderung Folge zu leisten, hörte ich lautes Gebrüll: »Tom! Da bist du ja! Wie schön, dich zu sehen, alter Freund!«

Ich wandte mich mit der Mischung aus heller Freude und Entsetzen um, die überraschende Besuche verschrobener, aber wohlmeinender Freunde in einem auslösen. Web kam mit großen Schritten durch den Saal, dichtauf gefolgt von Flink. Ich breitete die Arme aus und ging den beiden entgegen, um sie zu begrüßen. Der vierschrötige Meister der Alten Macht hatte in den letzten paar Jahren an Leibesfülle gewonnen. Wie immer waren seine Wangen so rot, als wäre er gerade erst aus dem kalten Wind ins Warme gekommen. Mollys Sohn Flink hielt sich ein paar Schritte hinter ihm, aber ich sah Nessel aus der Gästeschar hervoreilen und ihrem Bruder um den Hals fallen. Er blieb stehen, um sie hochzuheben und freudig im Kreis zu wirbeln. Dann zog Web mich in eine Umarmung, die meine Wirbelsäule krachen ließ, und schlug mir gleich darauf mehrfach kräftig auf den Rücken. »Gut siehst du aus!«, sagte er zu mir, während ich versuchte, wieder zu Atem zu kommen. »Du bist fast wieder gesund, nicht wahr? Ach, da ist ja auch Fürstin Philia!« Nachdem er mich aus seiner überschwänglichen Begrüßung entlassen hatte, verbeugte er sich elegant über die Hand, die Philia ihm hinstreckte. »Welch ein leuchtend blaues Kleid! Es erinnert mich an die bunten Federn eines Eichelhähers! Aber bitte sagt mir, dass die Federn in Eurem Haar nicht von einem lebenden Vogel stammen!«

»Natürlich nicht!« Philia wirkte angemessen entsetzt über den Gedanken. »Ich habe ihn im letzten Sommer eines Tages tot auf dem Gartenweg gefunden. Und da dachte ich mir: Na, endlich habe ich die Gelegenheit herauszufinden, was sich unter diesen lieblichen blauen Federn verbirgt. Aber ich habe die Federn selbstverständlich gerettet, indem ich sie vorsichtig ausgerupft habe, bevor ich ihn gekocht habe, um an die Knochen zu gelangen. Und nachdem ich die Häherbrühe fortgeschüttet hatte, stand mir reichlich Arbeit bevor,

um seine kleinen Knochen zu einem Skelett zusammenzusetzen. Wusstet Ihr, dass ein Vogelflügel einer menschlichen Hand genauso ähnlich sieht wie einem Froschfuß? All die kleinen Knöchelchen! Nun ja, Ihr könnt Euch sicher denken, dass die Aufgabe noch auf meiner Werkbank meiner harrt, halb vollendet wie so viele meiner Vorhaben. Doch als ich gestern an Federn dachte, mit denen wir allen Fährnissen davonfliegen können, fiel mir wieder ein, dass ich eine ganze Schachtel voll davon hatte. Zu meinem Glück hatten die Käfer sie noch nicht entdeckt und bis auf den Federkiel abgenagt, wie sie es mit den Möwenfedern getan haben, die ich aufbewahren wollte. Oh! Möwe! War ich taktlos? Ich bitte um Verzeihung!«

Ihr war wohl schlagartig wieder eingefallen, dass er mit einer Möwe verschwistert war. Aber er lächelte sie freundlich an und sagte: »Wir Zwiehaften wissen, dass nur eine leere Hülle zurückbleibt, wenn das Leben erst vorüber ist – dessen ist sich wohl niemand besser bewusst als wir. Wir spüren natürlich die Gegenwart jedes Lebewesens, und manche scheinen heller als andere. Ein Kraut ist für unsere Sinne nicht so lebendig wie ein Baum. Und selbstverständlich überstrahlt ein Hirsch beide, und ein Vogel fast alles.«

Ich öffnete den Mund, um zu widersprechen. Mithilfe der Alten Macht konnte ich Vögel spüren, aber sie waren mir nie besonders lebensvoll erschienen. Ich besann mich auf etwas, das Burrich vor vielen Jahren zu mir gesagt hatte, als er verkündet hatte, dass ich nicht mit den Falken in Bocksburg arbeiten dürfte: »Sie mögen dich nicht; du bist zu warm.« Ich hatte geglaubt, er hätte meine Körperwärme gemeint, aber jetzt fragte ich mich, ob er etwas an meiner Alten Macht gespürt hatte, das er mir damals nicht hätte erklären können. Denn die Alte Macht war eine verachtete Magie gewesen, und wenn auch nur einer von uns

eingräumt hätte, darüber zu verfügen, dann hätte man uns gehängt, gevierteilt und über Wasser verbrannt.

»Warum seufzt du?«, fragte Philia mich unvermittelt.

»Verzeihung. Ich habe gar nicht bemerkt, dass ich es getan habe.«

»Oh, das hast du! Der Zwiehafte Meister Web erzählt mir gerade höchst faszinierende Dinge über Fledermausflügel, und plötzlich stößt du einen Seufzer aus, als ob du uns für die langweiligsten Greise auf Erden hieltest!« Sie unterstrich ihre Worte, indem sie mir mit dem Fächer auf die Schulter schlug.

Web lachte. »Fürstin Philia, er war sicher in Gedanken. Ich kenne Tom seit langem und erinnere mich gut an seine melancholische Ader. Oje – ich bemerke gerade, dass ich Euch ganz allein mit Beschlag belege, obwohl dort doch andere Eurer Gäste kommen und Euch sprechen wollen.«

Ließ Philia sich täuschen? Ich glaube nicht, aber es war ihr durchaus recht, sich von dem liebenswürdigen jungen Mann von uns weglocken zu lassen, den Nessel zweifelsohne geschickt hatte, um Web und mir Gelegenheit zu geben, uns unter vier Augen zu unterhalten. Ich wünschte fast, sie hätte es nicht getan. Web hatte mir mehrere Briefe geschickt, und ich war jetzt schon sicher, welche Wendung das Gespräch nehmen würde, in das er mich zu verstricken versuchte. Es war lange her, dass ich durch die Alte Macht mit einem Tier verschwistert gewesen war. Aber was Web mit dem Schmollen eines Kindes gleichsetzte, war meinem Empfinden nach eher die Einsamkeit eines Mannes, der nach langer Ehe plötzlich verwitwet war. Niemand konnte Nachtauge in meinem Herzen ersetzen, und ich konnte mir auch keine entsprechende Verbindung mit einem anderen Wesen vorstellen. Vorbei war vorbei, wie er gerade gesagt hatte. Die Echos meines Wolfs in mir genügten mittlerweile,

um mich aufrecht zu halten. Die lebhaften Erinnerungen, die manchmal so stark waren, dass ich noch den Eindruck hatte, seine Gedanken in meinem Verstand zu hören, würde ich immer jeder neuen Vereinigung vorziehen.

Daher lenkte ich, während er sich an den üblichen Floskeln abarbeitete, wie es mir ginge, ob Molly sich gut hielt und wie die Ernte dieses Jahr gewesen sei, mit voller Absicht das Gespräch in eine andere Richtung, bevor wir unweigerlich darauf kommen konnten, für wie wichtig Web es hielt, dass ich mehr über die Alte Macht lernte und dass wir uns über meine Vereinzelung unterhielten.

Ich neigte den Kopf in Richtung der »Musiker«, die immer noch an der Tür standen, und sagte zu ihm: »Ich fürchte, sie sind für nichts und wieder nichts von weit her gekommen. Philia hat mir gesagt, dass rothaarige Sänger zum Winterfest gehören, sodass sie sich die Blondes für den Sommer aufsparen will.« Ich rechnete damit, dass Web Fürstin Philias Launen wie ich mit Humor nehmen würde. Statt sich in den Saal zu wagen, um sich in den ausgelassenen Festtaumel zu stürzen, waren die Fremden am Eingang stehen geblieben und unterhielten sich nur untereinander. Sie standen da wie langjährige Gefährten, dichter beisammen als bloße Bekannte. Der größere der beiden Männer hatte ein wettergegerbtes, zerfurchtes Gesicht. Die Frau an seiner Seite, die sich ihm gerade zuwandte, hatte breite Wangenknochen und runzelte die hohe Stirn.

»Die Blondes?«, fragte Web mich und starrte in die Runde.

Ich lächelte. »Das sonderbar gekleidete Trio an der Tür. Siehst du sie? Die mit den gelben Stiefeln und den Lederwämsern?«

Zweimal schweifte sein Blick an ihnen vorbei, ohne an ihnen hängen zu bleiben; dann erst zuckte er zusammen und starrte sie an. Er riss die Augen immer weiter auf.

»Kennst du sie?«, fragte ich angesichts seiner entsetzten Miene.

»Sind sie entfremdet?«, flüsterte er heiser.

»Entfremdet? Wie könnten sie das sein?« Ich musterte sie und fragte mich, was Web so erschreckt hatte. Die Entfremdung entzog einem Menschen seine Menschlichkeit, entriss ihn dem Netzwerk des Lebens und der Fürsorge, das uns alle in die Lage versetzte, andere zu schätzen und selbst geschätzt zu werden. Entfremdete liebten nur sich selbst. Einst hatte es in den Sechs Provinzen viele von ihnen gegeben, die ihren Familien und Nachbarn nachgestellt und das Königreich von innen zerfleischt hatten. Die Roten Korsaren hatten unseresgleichen als Feinde auf uns losgelassen. Die Entfremdung war düsteres Hexenwerk der Fahlen Frau und ihres Hauptmanns Kegal Raubart gewesen. Aber wir hatten standgehalten und die Plünderer von unseren Küsten vertrieben. Jahre nach dem Krieg gegen die Roten Korsaren waren wir zu Schiff zu ihrer letzten Festung auf der Insel Aslevjal gereist, wo wir ihnen endgültig den Garaus gemacht hatten. Die Entfremdeten, die sie erschaffen hatten, waren längst tot und begraben. Seit Jahren hatte niemand mehr diese bösertige Magie gewirkt.

»Für mich fühlen sie sich entfremdet an. Meine Alte Macht kann sie nicht finden. Ich nehme sie kaum wahr, nur mit den Augen. Wo kommen sie her?«

Als Zwihafter Meister verließ Web sich weit stärker auf die Tiermagie, als ich es tat. Vielleicht war sie zu seinem vorherrschenden Sinn geworden, denn die Alte Macht lässt einen jedes Lebewesen wie ein Kribbeln wahrnehmen. Jetzt, da Web mich darauf aufmerksam gemacht hatte, griff ich selbst gezielt mit der Alten Macht nach den Neuankömmlingen. Ich verfügte nicht über denselben Grad von Achtsamkeit wie Web, und der überfüllte Raum verwirrte

meine Sinne noch mehr. Ich konnte kaum etwas von den Fremden spüren, ging aber mit einem Schulterzucken darüber hinweg.

»Keine Entfremdeten«, beschloss ich. »Sie rücken zu gesellig zusammen. Wenn sie entfremdet wären, würde jeder Einzelne sofort nach dem suchen, was er am dringendsten benötigt, Essen, Trinken oder Wärme. Sie zögern, weil sie nicht als Eindringlinge wahrgenommen werden wollen, und empfinden Unbehagen dabei, unsere Sitten nicht zu kennen. Also keine Entfremdeten. Entfremdete nehmen nie Rücksicht auf solche Feinheiten.«

Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich viel zu sehr wie Chades Assassinenadept klang, als ich sie analysierte. Sie waren Gäste, keine Zielpersonen. Ich räusperte mich. »Ich weiß nicht, woher sie kommen. Rummel hat mir erzählt, sie hätten sich an der Tür als Spielleute für das Fest ausgegeben. Oder vielleicht als Gaukler.«

Web startete sie immer noch an. »Sie sind keines von beidem«, sagte er entschieden und schlug dann mit einem Unterton von Neugier vor: »Lass uns doch einmal mit ihnen sprechen und herausfinden, wer und was sie sind.«

Ich beobachtete, wie die drei miteinander zu Rate gingen. Die Frau und der jüngere Mann nickten unvermittelt zu einer Äußerung des Dritten. Dann lösten sie sich wie Hütehunde, die losgeschickt werden, um Schafe zusammenzutreiben, urplötzlich von ihm und begannen, sich zielstrebig durch die Menge zu drängen. Die Frau hielt eine Hand in Hüfthöhe, als suchten ihre Finger ein Schwert, das nicht da war. Sie wandten die Köpfe und ließen die Blicke schweifen. Hielten sie Ausschau nach irgendetwas? Nein. Nach jemandem. Die Frau stand auf Zehenspitzen und versuchte, über die Köpfe der Versammelten hinwegzuspähen, die zusahen, wie die Musiker abermals die Plätze tauschten. Der Anfüh-

rer der drei zog sich unauffällig bis an die Tür zurück. Stand er Wache, damit ihre Beute nicht entkommen konnte, oder bildete ich mir das nur ein? »Wen jagen sie?«, hörte ich mich selbst leise fragen.

Web antwortete nicht. Er machte Anstalten, dorthin zu gehen, wo die drei eben noch gestanden hatten. Aber als er sich von mir abwandte, ertönten beschwingte Trommelschläge, denen sich auf einmal erhobene Stimmen und eine trillernde Flöte beigesellten, und die Gäste strömten zurück auf die Tanzfläche, Paare wirbelten herum, hüpfen wie Drehkreisel im Takt der munteren Melodie und verstellten uns den Weg und den Blick. Ich legte Web die Hand auf die breite Schulter und zog ihn von den Gefahren der belebten Tanzfläche weg. »Wir gehen außen herum«, sagte ich zu ihm und schritt voran. Aber selbst auf diesem Weg wurden wir immer wieder aufgehalten, denn es waren weitere Gäste zu begrüßen, und man konnte die Gespräche mit ihnen nicht in aller Eile wieder beenden, wenn man nicht unhöflich wirken wollte. Web, der liebenswürdig und schwatzhaft wie eh und je war, schien das Interesse an den seltsamen Fremden zu verlieren. Er widmete seine Aufmerksamkeit ganz den Personen, denen er jeweils vorgestellt wurde, und bezauberte sie allein durch sein starkes Interesse daran, wer sie waren, wie sie ihren Lebensunterhalt verdienten und ob sie sich heute Abend gut unterhielten. Ich behielt den Saal im Auge, konnte die Fremden aber nicht mehr sehen.

Sie wärmten sich nicht am großen Kamin auf, als wir daran vorbeikamen. Ich sah sie auch nicht in Essen und Trinken schwelgen, tanzen oder von den Bänken aus dem Fest zuschauen. Als die Musik endete und die Flut der Tänzer sich zurückzog, entschuldigte ich mich und löste mich entschieden aus dem Gespräch zwischen Web und Hochdame Essenz, um den Saal zu durchqueren und zu der Stelle

zu gelangen, an der ich die Fremden zuletzt gesehen hatte. Mittlerweile war ich überzeugt, dass sie keine Spielleute waren und hier nicht zufällig haltmachten. Ich versuchte aber, meine Verdächtigungen nicht ins Uferlose wachsen zu lassen; meine Ausbildung in frühester Jugend war mir in gesellschaftlichen Fragen nicht immer eine Hilfe.

Ich fand keinen der Fremden. Auch als ich aus dem großen Saal auf den vergleichsweise stillen Korridor hinausschlüpfte, hielt ich vergeblich nach ihnen Ausschau. Fort. Ich holte Luft und unterdrückte meine Neugier entschlossen. Zweifellos hielten sie sich irgendwo in Weidenhag auf, zogen sich trockene Kleider an, tranken ein Glas Wein oder waren vielleicht in der Tänzerschar verschwunden. Irgendwann würde ich sie wiedersehen. Für den Augenblick war ich der Gastgeber dieses Beisammenseins und hatte meine Molly schon zu lange allein gelassen. Ich hatte Gäste, um die ich mich kümmern musste, eine schöne Frau, mit der ich tanzen wollte, und ein wunderbares Fest. Wenn die Fremden Musikanten oder Gaukler waren, würden sie sich bald von sich aus melden, denn dann hatten sie es bestimmt darauf abgesehen, aus Wohlwollen und Freigiebigkeit der versammelten Gäste Gewinn zu schlagen. Womöglich hielten sie sogar selbst nach mir Ausschau, weil ich über den Geldbeutel gebot, aus dem die Possenreißer bezahlt wurden. Wenn ich nur lange genug wartete, würden sie schon auf mich zukommen. Und wenn sie Bettler oder Reisende waren, sollten sie mir dennoch willkommen sein. Warum musste ich mir immer einreden, dass meine Lieben in Gefahr schwebten?

Ich stürzte mich zurück in den Strudel des Frohsinns, den Weidenhag während des Winterfests bildete. Ich tanzte noch einmal mit Molly, forderte auch Nessel zum Tanz auf, verlor sie aber an Sieber, unterbrach Herd bei dem Versuch,

so viele Honigkuchen, wie er konnte, auf einem einzigen Teller zu stapeln, um ein hübsches Weidner Mädchen zum Lachen zu bringen, stopfte mich mit zu vielen Ingwerplätzchen voll und wurde am Ende von Web beim Bierfass in die Enge getrieben. Er füllte nach mir seinen Humpen und drängte mich dann zu einer Bank nicht weit vom Kamin. Ich sah mich nach Molly um, aber sie und Nessel steckten die Köpfe zusammen und gingen, während ich sie noch beobachtete, gemeinsam los, um Philia zu wecken, die auf einem Sessel döste. Sie protestierte schwach, als die beiden ihr aufhalfen, um sie in ihre Gemächer zu bringen.

Web ergriff das Wort, ohne lange um den heißen Brei herumzureden. »Es ist unnatürlich, Tom«, tadelte er mich und scherte sich kein bisschen darum, wer uns vielleicht belauschte. »Du bist so allein, dass ich mit der Alten Macht deinen Widerhall spüre. Du solltest dich der Möglichkeit öffnen, dich wieder zu verschwistern. Für jemanden vom Alten Blut ist es nicht gesund, so lange kein Geschwistertier zu haben.«

»Es ist mir kein Bedürfnis«, sagte ich ehrlich. »Ich habe hier ein gutes Leben mit Molly, Philia und den Jungen. Es steht genug ehrliche Arbeit an, um mich beschäftigt zu halten, und meine Mußestunden verbringe ich mit den Menschen, die ich liebe. Ich zweifle nicht an deiner Weisheit und Erfahrung, Web, aber ebenso wenig zweifle ich an meinem eigenen Herzen. Ich brauche nicht mehr als das, was ich jetzt habe.«

Er sah mir in die Augen, und ich begegnete seinem Blick. Meine letzte Aussage entsprach beinahe der Wahrheit. Wenn ich meinen Wolf hätte zurückhaben können, dann, ja, wäre das Leben viel schöner gewesen – und wenn ich die Tür hätte öffnen können, um den Narren grinsend auf der Schwelle stehen zu sehen, wäre ich wunschlos glücklich

gewesen. Aber es hatte keinen Zweck, dem nachzutruern, was ich nicht haben konnte. Es lenkte mich nur von dem ab, was ich hatte, und das war mehr, als ich jemals besessen hatte: ein Zuhause, meine Frau, junge Leute, die unter meinem Dach zu Männern heranwuchsen, und nachts ein bequemes Bett. Gerade genug Anfragen aus Bocksburg, um mir das Gefühl zu verleihen, dass man mich in der großen weiten Welt noch brauchte, aber nur so wenige, dass ich wusste, dass alle in Wirklichkeit auch ohne mich zurechtkamen und mir ein gewisses Maß an Frieden gönnten. Ich hatte Jahrestage, auf die ich stolz sein konnte. Molly war nun schon fast acht Jahre lang meine Frau, und es war beinahe zehn Jahre her, dass ich zuletzt jemanden getötet hatte.

Zugleich war es fast zehn Jahre her, dass ich den Narren zuletzt gesehen hatte.

Und da wurde mir das Herz schwer wie ein Stein, der in einen Brunnen stürzt. Ich verhinderte, dass es mir am Gesicht oder an den Augen abzulesen war. Die große Leere hatte letzten Endes nichts damit zu tun, wie lange ich ohne einen Tiergefährten hatte auskommen müssen. Es war eine ganz andere Art von Einsamkeit. Nicht wahr?

Vielleicht auch nicht. Manch eine Lücke kann nur von demjenigen ausgefüllt werden, durch dessen Verlust sie überhaupt erst aufgeklafft ist. Womöglich war es also doch dasselbe.

Web musterte mich immer noch; mir wurde klar, dass ich über seine Schulter hinweg die Tänzer angestarrt hatte, aber jetzt war die Tanzfläche leer. Ich verlagerte meinen Blick, um ihm wieder in die Augen zu sehen. »So, wie ich jetzt lebe, geht es mir gut, alter Freund. Ich bin zufrieden. Warum sollte ich das antasten? Wäre es dir lieber, wenn ich mich nach noch mehr sehnen würde, obwohl ich doch schon so viel habe?«

Das war die ideale Frage, um Webs wohlmeinendem Drängen einen Riegel vorzuschieben. Ich sah, dass er über meine Worte nachdachte, und dann trat ein inniges Lächeln auf sein Gesicht, eines, das von Herzen kam. »Nein, Tom, das würde ich dir wahrlich nicht wünschen. Ich bin ein Mann, der zugeben kann, dass er sich geirrt hat, und vielleicht habe ich deinen Weizen mit meinem Scheffel abgemessen.«

Es überraschte mich, wie unvermittelt das Gespräch umschlug. Die Worte brachen förmlich aus mir hervor: »Deine Möwe, Wagnis – geht es ihr gut?«

Er lächelte schief. »Den Umständen entsprechend. Sie ist alt, Fitz. Sie ist nun schon dreiundzwanzig Jahre bei mir und war wahrscheinlich zwei oder drei, als wir uns begegnet sind.«

Ich schwieg; ich hatte nie ernsthaft darüber nachgedacht, wie lange eine Möwe wohl leben mochte, und fragte Web auch jetzt nicht danach. All die Fragen, die zu stellen zu grausam gewesen wäre, ließen mich stumm bleiben.

Er schüttelte den Kopf und wandte den Blick ab. »Früher oder später werde ich sie verlieren, wenn ich nicht zuvor einem Unfall oder einer Krankheit zum Opfer falle. Und ich werde um sie trauern – oder sie um mich. Aber ich weiß auch, dass ich mich, wenn ich allein zurückbleibe, früher oder später nach einem neuen Geschwistertier umsehen werde. Nicht weil Wagnis und ich nichts ganz Besonderes teilen würden, sondern weil ich vom Alten Blut bin. Uns ist es nicht bestimmt, einsame Seelen zu sein.«

»Ich werde gut über alles nachdenken, was du mir gesagt hast«, versprach ich, da ich Web diese Höflichkeit schuldete. Es war an der Zeit, das Thema fallenzulassen. »Ist es dir gelungen, ein paar Worte mit unseren sonderbaren Gästen zu wechseln?«

Er nickte langsam. »Ja. Aber nicht viele, und nur mit der Frau. Tom, sie hat mich verstört. Sie fühlte sich für meine Sinne eigenartig an, so abgestumpft wie gedämpftes Glockengeläut. Sie behauptete, sie wären fahrende Gaukler und hofften, uns später unterhalten zu dürfen. Sie geizte mit Worten über sich selbst, stellte mir aber umgekehrt viele Fragen. Sie suche nach jemandem, mit dem sie befreundet sei und der sich vor kurzem vielleicht ebenfalls hierherbegeben habe – ob ich etwas von anderen Reisenden oder Besuchern in der Gegend gehört hätte? Und als ich sagte, dass ich zwar ein Freund des Hauses sei, aber auch erst heute Abend eingetroffen, erkundigte sie sich, ob mir auf der Straße irgendwelche Fremden begegnet seien.«

»Ich frage mich, ob einer ihrer Gefährten unterwegs von ihnen getrennt worden ist.«

Web schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht.« Er runzelte leicht die Stirn. »Es war überaus seltsam, Tom. Als ich sie fragte, wer ...«

Und dann berührte Recht mich am Ellbogen. »Mutter wäre froh über deine Hilfe«, sagte er leise. Eine einfache Bitte – aber etwas an der Art, wie er sie aussprach, machte mir Angst.

»Wo ist sie?«

»Sie und Nessel sind in Fürstin Philiass Gemächern.«

»Sofort«, sagte ich, und Web nickte, als ich aufbrach.

Kapitel 2

VERGOSENES BLUT

Von allen Arten der Magie, von denen bekannt ist, dass Menschen über sie verfügen, ist die erhabenste und edelste das Zusammentreffen von Talenten, das man »die Gabe« nennt. Gewiss ist es kein Zufall, dass sie sich über Generationen hinweg im Herrscherhaus der Weitseher häufig gerade bei denjenigen zeigte, denen es bestimmt war, unsere Könige und Königinnen zu werden. Charakterstärke und Großmut, die Segnungen von El und Eda, gehen oft mit dieser ererbten Magie der Weitseherdynastie einher. Sie verleiht ihrem Nutzer die Fähigkeit, seine Gedanken in die Ferne zu senden, sanft Einfluss auf die Überlegungen seiner Herzöge und Herzoginnen zu nehmen oder Furcht im Herzen seiner Feinde zu wecken. Die Überlieferung sagt uns, dass manch ein Weitseherherrscher, dessen Kraft vom Mut und Talent seiner Gabenkordiale ergänzt wurde, sowohl wundersame Heilungen an Körper und Geist vornehmen als auch seine Schiffe auf See und unsere Verteidiger an Land befehligen konnte. Königin Wirksam richtete sich sechs Kordialen ein, postierte in jeder der Sechs Provinzen eine dieser der Gabe teilhaftigen Scharen und machte so während ihrer aufgeklärten Herrschaft die Gabenmagie all ihren zuverlässigen Herzögen und Herzoginnen zugänglich, zum großen Wohle des gesamten Volkes.

Am anderen Ende des magischen Spektrums steht die Alte Macht, eine niedere und verderbliche Magie, die am häufigsten das gemeine Volk befällt, das sich in unmittelbarer Nähe der von ihm so geschätzten Tiere aufhält und fortpflanzt. Diese Magie, von der man einst annahm, dass sie Gänsemägden, Schäfern und Stalljungen nützlich sei, ist, wie man heute weiß, nicht nur für diejenigen gefährlich, die ihrem Einfluss erliegen, sondern auch für alle in ihrer Umgebung. Die Besudelung, die damit einhergeht, sich von Verstand zu Verstand mit Tieren auszutauschen, führt zu animalischen Verhaltensweisen und Gelüsten. Während der Verfasser beklagt, dass bekanntermaßen sogar jugendliche Adlige den Verlockungen der Tiermagie zum Opfer gefallen sind, beschränkt sich sein Mitgefühl auf den Wunsch, sie rasch zu entdecken und auszumerzen, bevor sie die Unschuldigen mit ihren verabscheuungswürdigen Begierden anzustecken vermögen.

VON DEN NATÜRLICHEN MAGIEN DER SECHS PROVINZEN, EIN TRAKTAT VON SCHREIBER HONIGZUNGE

Ich vergaß die seltsamen Besucher fast, als ich durch die Gänge von Weidenhag eilte. Meine Angst galt zuallererst Philia. Sie war im letzten Monat zweimal gestürzt, gab die Schuld dafür aber dem Zimmer, das sich »plötzlich rasend schnell um mich gedreht« hätte. Ich rannte nicht, machte jedoch so große Schritte, wie ich nur irgend konnte, und klopfte nicht an, als ich ihre Gemächer erreichte, sondern eilte gleich hinein.

Molly saß auf dem Boden. Nessel kniete neben ihr, und Philia stand dabei und fächelte Molly mit einem Tuch Luft zu. Ein durchdringender, stechender Geruch nach Kräutern lag in der Luft, und eine kleine Glasphiole rollte über den Boden. Zwei Dienerinnen standen in einer Ecke; offensichtlich hatte Philias scharfe Zunge sie verscheucht.

»Was ist geschehen?«, fragte ich.

»Ich bin ohnmächtig geworden.« Molly klang verärgert und beschämt zugleich. »Wie albern von mir. Hilf mir auf, Tom.«

»Natürlich«, sagte ich und versuchte, mein Erschrecken zu verbergen. Ich streckte die Arme nach ihr aus, und sie stützte sich viel schwerer auf mich, als ich erwartet hätte, als ich sie auf die Beine zog. Sie wankte leicht, verbarg es aber, indem sie meinen Arm umklammerte.

»Mir geht es jetzt wieder gut. Ich bin ein bisschen zu viel auf der Tanzfläche herumgewirbelt und habe vielleicht mehr Gläser geleert, als ich vertrage.«

Philia und Nessel tauschten einen Blick; sie ließen sich nicht täuschen.

»Vielleicht sollten du und ich unseren Abend beenden. Nessel und die Jungen können die Gastgeberpflichten übernehmen.«

»Unfug!«, rief Molly aus. Dann schaute sie zu mir hoch. Ihre Augen blickten immer noch ein wenig leer, als sie hinzufügte: »Es sei denn, du bist erschöpft?«

»Das bin ich«, log ich geschmeidig und verbarg meine wachsende Besorgnis. »So viele Leute auf einem Haufen! Und wir müssen mindestens drei weitere Tage davon durchstehen. Es bleibt noch reichlich Zeit für Gespräche, Essen und Musik.«

»Nun gut. Wenn du müde bist, Liebster, dann richte ich mich ganz nach dir.«

Philia nickte mir unmerklich zu und bemerkte: »Ich tue dasselbe, meine Lieben. Diese alten Knochen gehören ins Bett, aber morgen ziehe ich meine Tanzschuhe an!«

»Dann bin ich ja gewarnt!«, stimmte ich ihr zu und ließ mir einen Schlag mit dem Fächer gefallen. Nessel warf mir einen dankbaren Blick zu, als ich ihre Mutter zur Tür führte.

Ich wusste, dass sie mich am nächsten Tag beiseitenehmen würde, um unter vier Augen mit mir zu sprechen, und ich wusste auch, dass ich keine Antworten für sie hatte, bis auf die, dass ihre Mutter und ich beide nicht mehr die Jüngsten waren.

Molly stützte sich auf meinen Arm, während wir gemessenen Schrittes durch die Flure gingen. Unser Weg führte an der ausgelassenen Feier vorbei, und Gäste hielten uns auf, um kurz mit uns zu reden, uns Komplimente über das Essen, die Musik und den Wein zu machen oder uns eine gute Nacht zu wünschen. Ich spürte die Erschöpfung meiner Frau in ihren schleppenden Schritten und verzögerten Antworten, aber unseren Gästen gegenüber war sie ganz Hochdame Molly. Langsam humpelten wir die Treppe hinauf, und als wir die Tür unseres Schlafzimmers erreichten, stieß Molly einen hörbaren Seufzer der Erleichterung aus. »Ich weiß auch nicht, warum ich so müde bin«, klagte sie. »So viel habe ich nun auch nicht getrunken! Und jetzt habe ich alles verdorben.«

»Du hast nichts verdorben«, widersprach ich und öffnete die Tür – nur um festzustellen, dass unser Schlafzimmer sich verwandelt hatte. Efeubehänge umkränzten unser Bett, und immergrüne Zweige, deren Duft in der Luft lag, schmückten den Kaminsims. Die dicken gelben Kerzen, die überall im Raum brannten, rochen nach Wintergrün und Myrte. Das Bett hatte eine neue Überdecke und passende Vorhänge im Grün und Goldgelb von Weidenhag erhalten, verziert mit verschlungenen Weidenblättern. Ich war erstaunt. »Wann hast du die Zeit gefunden, das alles in die Wege zu leiten?«

»Unser neuer Hausverwalter ist ein vielseitig begabter Mann«, antwortete sie lächelnd, fügte dann aber seufzend hinzu: »Ich dachte, wir würden nach Mitternacht herkommen, trunken vor Tanz, Musik und Wein. Ich hatte vor, dich

zu verführen.« Bevor ich antworten konnte, fuhr sie fort: »Ich weiß, dass ich in letzter Zeit nicht mehr so feurig wie früher bin. Manchmal komme ich mir wie die vertrocknete Hülle einer Frau vor, da jetzt ja keine Aussicht mehr besteht, dass ich dir noch ein Kind schenke. Ich dachte, wir könnten heute Nacht vielleicht für eine gewisse Zeit etwas zurückgewinnen ... Aber jetzt ist mir schwindlig, und das nicht auf gute Art. Fitz, ich glaube, ich werde in diesem Bett heute Nacht nicht mehr tun, als neben dir zu schlafen.« Sie ließ mich los und wankte ein paar Schritte weit, um sich auf die Bettkante sinken zu lassen. Unbeholfen tastete sie an der Verschnürung ihres Kleides herum.

»Lass mich das für dich erledigen«, bot ich ihr an. Sie musterte mich mit hochgezogener Augenbraue. »Ohne Hintergedanken!«, versicherte ich ihr. »Molly, allein, dass du jede Nacht an meiner Seite schläfst, ist für mich die Erfüllung eines jahrelang gehegten Traums. Für alles andere bleibt noch genug Zeit, wenn du nicht erschöpft bist.« Ich lockerte die beengende Verschnürung, und sie seufzte erneut, als ich ihr das Gewand vorsichtig abstreifte. Die Knöpfe ihrer Bluse waren winzig und bestanden aus Perlmutter.

Sie fegte meine ungeschickten Finger beiseite, um sie zu öffnen. Dann stand sie auf. Es sah ihr, ordnungsliebend, wie sie war, gar nicht ähnlich, dass sie ihre Röcke auf das abgestreifte Überkleid fallen ließ. Ich hatte mittlerweile ein weiches Nachthemd aufgetrieben und es ihr gebracht. Sie zog es sich über den Kopf, und es blieb an der Stechpalmenkrone hängen, die sie auf dem Haar trug. Ich hob ihr die Krone sanft vom Kopf und lächelte, während ich die Frau betrachtete, zu der meine hübsche Molly Rotrock herangereift war. Ein lang vergangenes Winterfest kam mir in den Sinn, und ihr sicher auch. Doch als sie sich wieder auf die Bettkante sinken ließ, sah ich sie die Brauen zusammen-

ziehen. Sie hob die Hand, um sich die Stirn zu reiben. »Es tut mir so leid, Fitz. Ich habe alles, was ich geplant hatte, zunichtegemacht.«

»Unsinn. Komm, ich decke dich zu.«

Sie hielt sich an meiner Schulter fest, um aufzustehen, und wankte, als ich die Bettdecke vom Laken zurückschlug. »Rein mit dir«, sagte ich zu ihr, und sie gab keine kecke Antwort, sondern seufzte nur schwer, als sie sich hinsetzte, sich dann vorsichtig ins Bett legte und die Füße nachzog. Sie schloss die Augen. »Das Zimmer dreht sich, und das liegt nicht am Wein.« Ich setzte mich auf die Bettkante und ergriff ihre Hand. Molly runzelte die Stirn. »Rühr dich nicht. Jede Bewegung sorgt nur dafür, dass alles sich noch schneller dreht.«

»Das geht vorüber«, versicherte ich ihr, hoffte, dass es tatsächlich so sein würde, und saß sehr still. Ich beobachtete sie. Die Kerzen brannten stetig und gaben die Duftstoffe ab, die Molly im Laufe des vergangenen Sommers in sie eingearbeitet hatte. Das Feuer im Kamin prasselte; die Flammen verschlangen die sorgsam aufgeschichteten Scheite. Langsam glättete sich ihr verkniffenes Gesicht. Ihre Atmung beruhigte sich. Die Heimlichkeit und Geduld, die mir meine Ausbildung in meiner Jugend anezogen hatte, kamen mir nun zupass. Ganz allmählich stemmte ich mein Gewicht vom Bett hoch, und als ich endlich daneben stand, bezweifelte ich, dass Molly die Bewegung auch nur im Geringsten gespürt hatte, denn sie schlief weiter.

Lautlos wie ein Geist huschte ich durchs Zimmer und löschte alle bis auf zwei ihrer Kerzen. Danach schürte ich das Feuer, legte noch ein Scheit nach und stellte den Kaminschirm davor. Ich war nicht schläfrig, noch nicht einmal erschöpft, hatte aber auch keine Lust, aufs Fest zurückzukehren und zu erklären, warum ich anwesend war, Molly

hingegen nicht. So stand ich noch eine Weile da. Das Feuer wärmte mir den Rücken. Molly war ein undeutlicher Umriss hinter den größtenteils zugezogenen Bettvorhängen. Die Flammen knisterten, und meine Ohren konnten über den Lärm der unten Feiernden hinweg beinahe den Kuss des verwehten Schnees am Fenster hören. Langsam streifte ich meine Festtagskleider ab und gönnte mir die Bequemlichkeit meiner vertrauten Beinlinge und meiner Tunika. Dann verließ ich leise das Zimmer und zog die Tür langsam hinter mir zu.

Ich stieg nicht die Haupttreppe hinab. Stattdessen machte ich einen Umweg durch ein abgelegenes Dienertreppenhaus und einen verlassenen Korridor, bis ich schließlich meine private Höhle erreichte. Ich schloss die hohe Doppeltür auf und schlüpfte hinein. Die Reste des Feuers im Kamin bestanden nur noch aus einigen glimmenden Kohlen. Ich erweckte sie mit ein paar zusammengeknüllten Papieren von meinem Schreibtisch zu neuem Leben und verbrannte die fruchtlosen Gedankenspiele von heute Morgen, bevor ich Brennholz nachlegte. Dann ging ich zu meinem Schreibtisch, setzte mich hin und zog ein leeres Blatt Papier zu mir heran. Ich starrte es an und fragte mich, warum ich es nicht gleich verbrannte. Weshalb sollte ich erst etwas darauf schreiben, die Worte anstarren und es dann vernichten? Steckte wirklich noch irgendetwas in mir, das ich nur dem Papier anvertrauen konnte? Ich hatte das Leben, von dem ich immer geträumt hatte, das Zuhause, die liebende Ehefrau und die erwachsenen Kinder. Bocksburg respektierte mich. Das hier war die Art von ruhigem ländlichem Idyll, nach der ich mich immer gesehnt hatte. Es war ein Jahrzehnt her, dass ich auch nur daran gedacht hatte, jemanden zu töten. Ich legte den Federkiel hin und lehnte mich auf meinem Stuhl zurück.

Ein Klopfen an der Tür ließ mich zusammenzucken. Ich

setzte mich gerade auf, sah mich instinktiv im Zimmer um und fragte mich, ob es irgendetwas gab, das ich schnell verstecken musste. Albern. »Wer da?« Wer außer Molly, Nessel oder Sieber sollte schon wissen, dass ich hier war? Und keiner von ihnen hätte angeklopft.

»Rummel, Herr!« Seine Stimme zitterte.

Ich stand auf. »Herein! Was ist?«

Er war außer Atem und blass, als er die Tür aufstieß und auf der Schwelle stehen blieb. »Ich weiß es nicht. Sieber hat mich im Laufschrift losgeschickt. Er lässt Euch ausrichten: ›Komm, komm sofort in dein Gutsarbeitszimmer.‹ Dort hatte ich die Botin gelassen. Oh Herr, auf dem Boden ist Blut, und keine Spur von ihr!« Er sog schauernd den Atem ein. »Es tut mir so leid, Herr. Ich habe ihr ein Zimmer angeboten, aber sie hat nein gesagt, und ...«

»Zu mir, Rummel«, forderte ich, als wäre er ein Gardist unter meinem Kommando. Er wurde bei meinem geblafften Befehl noch bleicher, straffte sich dann aber. Es war ihm nur recht, mir alle Entscheidungen zu überlassen. Meine Hände bewegten sich instinktiv und vergewisserten sich, dass ein paar kleine verborgene Waffen noch vorhanden waren, die ich immer am Leib trug. Dann rannten wir durch die Flure von Weidenhag. Blut war in meinem Haus vergossen worden – und das nicht von mir und auch nicht von Sieber, denn er hätte es stillschweigend aufgewischt, statt mich zu sich zu bestellen. Gewalt in meinem Haus, gegen einen Gast. Ich kämpfte die blinde Wut nieder, die in mir aufstieg, und unterdrückte sie mit eisigem Zorn. Sie würden sterben. Wer auch immer dafür verantwortlich war, würde sterben.

Ich führte Rummel auf einen Umweg, um Gänge zu meiden, in denen wir vielleicht Gäste getroffen hätten. Wir erreichten mein Gutsarbeitszimmer, nachdem wir ein indiscretes junges Paar aufgestört und einen betrunkenen Jüng-

ling erschreckt hatten, der auf der Suche nach einem Platz war, an dem er dösen konnte. Ich machte mir Vorwürfe dafür, wie viele Leute ich in mein Haus gelassen hatte, obwohl ich die meisten nur dem Namen nach oder vom Sehen kannte.

Und Molly schlief allein und unbewacht.

Ich kam an der Tür des Arbeitszimmers schlitternd zum Stehen. Meine Stimme war heiser vor Zorn, als ich ein Messer zückte, das an meinen Unterarm geschnallt gewesen war, und es Rummel schwungvoll hinstreckte. Erschrocken stolperte er einen Schritt zurück. »Nehmt es«, herrschte ich ihn an. »Geht zu meinem Schlafzimmer. Seht nach meiner Frau, vergewissert Euch, dass sie ungestört schläft. Dann nehmt vor der Tür Aufstellung und tötet jeden, der einzudringen versucht. Verstanden?«

»Herr ...« Er hustete und schluckte dann schwer. »Ich habe schon ein Messer, Herr. Sieber hat mich dazu gebracht, es mitzunehmen.« Unbeholfen zog er es aus seinem makellosen Wams hervor. Es war doppelt so lang wie das, welches ich ihm angeboten hatte, eine ehrenhafte Waffe, nicht der kleine Freund eines Assassinen.

»Dann geht«, befahl ich ihm, und er tat es.

Ich trommelte mit den Fingerspitzen an die Tür, weil ich wusste, dass Sieber mich daran erkennen würde, und schlüpfte dann hinein. Sieber richtete sich langsam aus der Hocke auf. »Nessel hat mich hergeschickt, um eine Flasche von dem guten Branntwein zu holen, den du hier aufbewahrst, wie sie sagt. Sie wollte Hochherr Kanterhoff etwas davon anbieten. Als ich die Papiere auf dem Boden und dann das Blut sah, schickte ich Rummel nach dir. Sieh dir das an!«

Rummel hatte der Botin Essen und Wein gebracht und beides auf meinen Schreibtisch gestellt. Warum hatte sie es abgelehnt, sich in ein Gästezimmer zu begeben oder im

großen Saal zu uns zu stoßen? Hatte sie gewusst, dass sie in Gefahr schwebte? Meiner Einschätzung nach hatte sie zumindest einen Teil der Speisen zu sich genommen, bevor das Tablett zu Boden geschleudert worden war, und mit ihm einige Papiere von meinem Schreibtisch. Das Glas war heruntergefallen, aber nicht zerbrochen, und hatte einen Halbmond aus verschüttetem Wein auf dem polierten dunklen Steinboden hinterlassen. Um diesen Mond herum funkelte ein Sternbild aus Blut. Eine geschwungene Klinge hatte diese weit verstreuten roten Tropfen aufspritzen lassen.

Ich stand auf und ließ den Blick durchs Arbeitszimmer schweifen. Das war alles. Keine durchsuchten Schubladen, nichts verschoben oder gestohlen. Nicht das Geringste war verändert. Es war nicht so viel Blut, dass sie hier gestorben sein konnte, aber es deutete auch nichts auf einen längeren Kampf hin. Wir tauschten stumm einen Blick und gingen dann gleichzeitig auf die mit schweren Vorhängen verhüllte Doppeltür ins Freie zu. Im Sommer ließ ich sie manchmal weit offen stehen, um auf den Heidegarten hinauszusehen, der Mollys Bienen zugutekam. Sieber machte Anstalten, den Vorhang zur Seite aufzuziehen, aber er blieb hängen. »Eine Falte ist in der Tür eingeklemmt. Sie sind hier hinausgegangen.«

Mit gezogenen Messern öffneten wir die Türflügel und spähten in Schnee und Dunkelheit hinaus. Ein halber Fußabdruck war noch zu sehen, da die Dachtraufe ihn beschirmt hatte. Die anderen Spuren waren nur kaum sichtbare Vertiefungen im verwehten Schnee. Während wir noch dort standen, fegte eine weitere Böe an uns vorbei, als wollte der Wind selbst den Unbekannten helfen, uns zu entkommen. Sieber und ich starrten in den Sturm hinaus. »Zwei oder mehr«, sagte er mit Blick auf das, was von der Fährte noch übrig war.

»Dann los, bevor sie ganz verschwindet«, schlug ich vor.

Er sah bekümmert auf seinen dünnen, flatternden Hosenrock hinab. »Na gut.«

»Nein. Warte. Spazier du noch einmal über das Fest, sieh dir an, was zu sehen ist, und bitte Nessel und die Jungen, wachsam zu sein.« Ich hielt inne. »Heute Nacht sind sonderbare Leute an die Tür gekommen und haben sich als Spielleute ausgegeben, aber Philia sagte, sie hätte sie nicht angeheuert. Web hat kurz mit einer der Fremden gesprochen. Er wollte mir erzählen, was sie gesagt hat, doch ich wurde weggerufen. Sie waren auf der Suche nach irgendjemandem, so viel war offensichtlich.«

Seine Miene verdüsterte sich noch mehr. Er wandte sich zum Gehen und schaute sich dann noch einmal um. »Molly?«

»Ich habe Rummel vor ihre Tür gestellt.«

Er verzog das Gesicht. »Dann sehe ich erst bei ihnen nach dem Rechten. Rummel ist vielversprechend, aber für den Augenblick auch nicht mehr als das.«

Er trat auf die Tür zu. »Sieber.« Meine Stimme hielt ihn auf. Ich nahm die Brantweinflasche aus dem Regal und reichte sie ihm. »Lass dir niemandem gegenüber anmerken, dass etwas nicht stimmt. Sag Nessel alles, wenn du es für klug hältst.«

Er nickte. Ich erwiderte sein Nicken und nahm, als er ging, ein Schwert ab, das über dem Kamin hing. Heute diente es zur Zierde, aber einst war es eine Waffe gewesen und würde wieder eine sein. Es lag gut in der Hand. Für einen Umhang oder Stiefel blieb keine Zeit – auch nicht für eine Laterne oder Fackel. Ich stapfte in den Schnee hinaus, das Schwert in der Hand, das Licht, das durch die offene Tür fiel, im Rücken. Nach zwanzig Schritten wusste ich, was ich wissen musste. Der Wind hatte ihre Spuren vollkommen ausgelöscht. Ich stand da, starrte in die Dunkelheit und griff mit der Alten

Macht weit in die Nacht hinaus. Keine Menschen. Zwei kleine Tiere – vermutlich Kaninchen – kauerten im Schutze der schneebedeckten Büsche. Aber das war alles. Keine Spuren, und wer auch immer die Tat begangen hatte, war längst außer Sicht und außer Reichweite der Alten Macht. Wenn es tatsächlich die Fremden gewesen waren, dann hätte ich sie mit der Alten Macht auch dann nicht finden können, wenn sie sich noch in der Nähe aufgehalten hätten.

Ich kehrte ins Gebäude zurück und schüttelte mir den Schnee von den nassen Schuhen, bevor ich eintrat. Hinter mir schloss ich die Tür und ließ den Vorhang fallen. Meine Botin und ihre Botschaft waren nicht mehr da. Tot? Oder geflohen? War jemand durch die Tür ins Freie gegangen, oder hatte sie jemanden eingelassen? War das Blut auf dem Boden ihres oder das eines anderen? Der Zorn, der mich vorhin bei der Vorstellung gepackt hatte, dass man gegen einen Gast in meinem Hause Gewalt übe, loderte wieder in mir auf. Ich unterdrückte ihn. Später würde ich ihn vielleicht ausleben. Wenn ich ein Ziel dafür hatte.

Und dieses Ziel würde ich finden.

Ich verließ das Arbeitszimmer und schloss die Tür. Rasch und lautlos machte ich mich auf den Weg – die Jahre, meine Würde und meine derzeitige gesellschaftliche Stellung wischte ich beiseite und löschte sie aus. Ich machte keinen Lärm und trug kein Licht bei mir. Das Schwert hielt ich an meiner Seite. Erst einmal in mein Schlafzimmer. Im Laufen errichtete ich ganze Gedankenburgen. Die Botin hatte mich gesucht. Ob sie nun die Angreiferin oder die Angegriffene gewesen war, alles schien darauf hinzudeuten, dass ich das eigentliche Ziel der Gewalt gewesen war. Geschmeidig wie eine jagende Katze glitt ich die Stufen hinauf. All meine Sinne waren entflammt und hochempfindlich. Ich spürte, dass Rummel an der Tür Wache hielt, lange bevor er mich

sah. Ich hielt mir einen Finger an die Lippen, als ich näher kam. Er zuckte zusammen, als er mich bemerkte, blieb aber stumm. Ich trat dicht an ihn heran. »Hier ist alles in Ordnung?«, hauchte ich.

Er nickte und antwortete genauso leise: »Sieber war vor kurzem hier, Herr, und beharrte darauf, dass ich ihn einließ, damit er sich vergewissern konnte, dass bei der Herrin alles zum Besten stand.« Er startete das Schwert an.

»Und war dem so?«

Er richtete den Blick ruckartig wieder auf mich. »Natürlich, Herr! Würde ich so ruhig hier stehen, wenn dem nicht so wäre?«

»Natürlich nicht. Verzeiht, dass ich gefragt habe. Rummel, bitte bleibt hier, bis ich zurückkomme, um Euch abzulösen, oder Sieber oder einen von Mollys Söhnen schicke.« Ich reichte ihm das Schwert. Er nahm es und hielt es wie ein Schüreisen von sich. Er sah von der Waffe zu mir.

»Aber unsere Gäste ...«, begann er schwach.

»... sind niemals so wichtig wie die Herrin. Bewacht diese Tür, Rummel.«

»Das werde ich, Herr.«

Mir kam der Gedanke, dass er mehr als einen bloßen Befehl verdiente. »Wir wissen immer noch nicht, wessen Blut vergossen wurde. Jemand hat die Tür benutzt, die aus dem Arbeitszimmer in den Garten führt – ob er hereingekommen oder gegangen ist, weiß ich nicht. Erzählt mir ein wenig mehr über das Erscheinungsbild der Botin.«

Er biss sich auf die Oberlippe und zermarterte sich das Gehirn, um seinem Gedächtnis die Informationen abzurufen. »Sie war ein Mädchen, Herr. Also, eher ein Mädchen als eine Frau. Zierlich und schlank. Ihr Haar war blond, und sie trug es offen. Ihre Kleidung wirkte, als sei sie von guter Machart, war aber sehr abgenutzt. Der Stil war fremdlän-

disch; der Mantel war an der Taille gerafft und dann ausgestellt, und auch die Ärmel bauschten sich. Er war grün und sah schwer aus, schien aber nicht aus Wolle zu sein. Der Rand der Kapuze war mit einer Sorte Pelz besetzt, die ich nicht kannte. Ich bot ihr an, ihr Mantel und Kapuze abzunehmen, aber sie wollte sie mir nicht aushändigen. Sie trug weite Hosen, vielleicht aus dem gleichen Stoff, aber schwarz und mit weißen Blumen verziert. Ihre Stiefel waren nicht einmal kniehoch und wirkten dünn; sie waren an der Wade fest verschnürt.«

So viele Einzelheiten über ihre Gewänder! »Aber wie sah sie selbst aus?«

»Sie war jung. Sie schien weiß vor Kälte zu sein und wirkte dankbar, als ich das Feuer für sie schürte und ihr heißen Tee anbot. Ihre Finger waren weiß wie Eis, als sie den Becher von mir entgegennahm ...« Er brach ab und schaute plötzlich zu mir auf. »Sie wollte das Arbeitszimmer nicht verlassen, Herr – und auch nicht ihren Mantel ablegen. Hätte ich erkennen müssen, dass sie Angst hatte?«

Hatte Sieber wirklich geglaubt, aus diesem Mann mehr als einen Hausverwalter machen zu können? Tränen standen in seinen braunen Augen.

»Rummel, Ihr habt getan, was Ihr konntet. Wenn irgendjemand einen Fehler begangen hat, dann ich. Ich hätte ins Arbeitszimmer gehen sollen, sobald ich gehört hatte, dass eine Botin dort war. Haltet hier bitte einfach noch ein Weilchen Wache, bis ich jemanden schicke, um Euch abzulösen. Dann solltet Ihr Euch wieder dem widmen, worauf Ihr Euch am besten versteht. Kümmert Euch um unsere Gäste. Lasst niemanden auch nur vermuten, dass etwas im Argen liegt.«

»Das kann ich, Herr«, erwiderte er leise. Galt der vorwurfsvolle Blick seiner Hundeaugen mir oder ihm selbst? Keine Zeit, mich das zu fragen ...

»Danke, Rummel«, sagte ich zu ihm und ließ ihn mit einem Schulterklopfen stehen. Zügig ging ich den Flur entlang und griff mit meiner Gabenmagie nach Nessel aus. Sobald unsere Gedanken sich berührten, explodierte die Empörung meiner Tochter in meinem Verstand.

Sieber hat mir alles erzählt. Wie kann jemand es wagen, so etwas in unserem Haus zu tun? Ist Mutter in Sicherheit?

Ja. Ich bin auf dem Weg nach unten. Rummel hält vor ihrer Tür Wache, aber mir wäre es lieber, dich oder einen der Jungen seinen Platz einnehmen zu sehen.

Das mache ich. Ich verabschiede mich schnell und komme sofort nach oben. Einen Herzschlag lang hielt sie inne. Dann, mit Nachdruck: Finde heraus, wer das getan hat!

Das habe ich vor.

Ich glaube, sie zog Befriedigung aus meiner kalten Versicherung.

Ich ging rasch mit gespannten Sinnen durch die Gänge von Weidenhag. Als ich um eine Ecke bog und Sieber auf mich warten sah, war ich nicht erstaunt. »Irgendetwas?«, fragte ich ihn.

»Nessel ist ins Zimmer ihrer Mutter hinaufgegangen.« Er spähte an mir vorbei. »Du weißt, dass du wahrscheinlich in gewisser Hinsicht das Ziel warst.«

»Vielleicht. Oder die Botin selbst oder die Botschaft, die sie in sich trug. Vielleicht hatte es auch jemand darauf abgesehen, dem Absender der Botschaft zu schaden, indem er sie aufhielt oder zerstörte.«

Wir gingen schnell nebeneinander her und trotteten Seite an Seite wie Wölfe auf einer Fährte. Ich genoss es. Der Gedanke überfiel mich aus dem Hinterhalt, und ich stolperte beinahe. Ich genoss *das hier*? Jagd auf jemanden zu machen, der einen anderen in meinem friedlichen Heim angegriffen hatte? Warum sollte ich das genießen?

Wir haben die Jagd stets genossen. Ein uraltes Echo des Wolfs, der ich gewesen war, und des Wolfs, den ich immer noch in mir trug. Die Jagd auf Fleisch ist die beste, aber jede Jagd ist immer eine Jagd, und man ist nie lebendiger als auf der Jagd.

»Und ich lebe.«

Sieber warf mir einen neugierigen Blick zu, aber statt mir eine Frage zu stellen, teilte er mir weitere Informationen mit. »Rummel hat der Botin das Essen und den Tee selbst serviert. Die beiden Pagen, die an der Vordertür stehen, erinnern sich daran, sie eingelassen zu haben. Sie kam zu Fuß, und einer sagte, dass sie hinter dem Stall hervorzukommen schien, nicht die Einfahrt herauf. Niemand sonst hat sie gesehen, auch wenn sich das Küchenpersonal natürlich erinnert, ein Tablett für sie zusammengestellt zu haben. Ich hatte noch keine Gelegenheit, zu den Stallungen hinauszugehen und festzustellen, was man dort weiß.«

Ich blickte an mir hinab. Ich war wohl kaum angemessen gekleidet, um mich unseren Gästen zu zeigen. »Das werde ich jetzt tun«, sagte ich. »Setz die Jungen von allem in Kenntnis.«

»Bist du dir sicher?«

»Es ist ihr Zuhause, Sieber. Und eigentlich sind sie auch keine Jungen mehr. Sie reden schon seit drei Monaten immer wieder davon, in die Welt hinauszuziehen. Ich glaube, im Frühling werden sie flügge.«

»Und es gibt niemanden sonst, dem du vertrauen kannst. Tom, wenn das hier vorüber ist, reden wir noch einmal miteinander. Du brauchst ein paar Soldaten im Haus, eine Handvoll Männer, die grob werden können, wenn die Situation es erfordert, aber auch in der Lage sind, Türen aufzuhalten und Gästen Wein zu servieren.«

»Wir reden später«, pflichtete ich ihm bei, aber nur widerwillig. Es war nicht das erste Mal, dass er mich darauf auf-

merksam machte, dass ich eine Art Hausgarde für Weidenhag benötigte. Ich sperrte mich gegen den Gedanken. Ich war kein Assassine mehr, der nur lebte, um seinen König zu beschützen und in aller Stille dessen Auftrag auszuführen. Ich war ein ehrenwerter Gutsherr, ein Mann der Weintrauben, Schafe, Pflüge und Scheren, nicht der Messer und Schwerter. Hinzu kam, wie ich eingestehen musste, meine vermessene Annahme, dass ich meinen eigenen Haushalt immer beschützen konnte, ganz gleich, welche Bedrohungen den Weg zu meiner Tür finden mochten.

Heute Abend war mir das nicht gelungen.

Ich hatte mich von Sieber getrennt und trabte nun auf dem Weg in die Stallungen allein durch die Gänge. Es gab, wie ich mir einredete, wirklich nicht den geringsten Hinweis darauf, dass das Blutvergießen, zu dem es gekommen war, ein tödliches Ende genommen hatte. Es musste ja auch gar nichts mit mir oder meinen Angehörigen zu tun haben. Vielleicht hatte die Botin eigene Feinde, die ihr hierher gefolgt waren. Ich erreichte einen Dienereingang, stieß die schwere Tür auf und hastete über den verschneiten Hof zur Stalltür. Selbst auf dieser kurzen Strecke, die ich im Laufschrift zurücklegte, bekam ich Schnee in den Kragen und in den Mund. Ich hob den Riegel der Stalltür und schob einen ihrer Flügel gerade so weit auf, dass ich hineinschlüpfen konnte.

Drinne erwarteten mich die Wärme der untergestellten Tiere, der angenehme Geruch der Pferde und sanftes Licht aus einer abgedeckten Laterne an einem Haken. Langmann hatte mein Erscheinen schon bemerkt und kam auf mich zugehumpelt. Sein Sohn, Längermann, führte mittlerweile die Aufsicht über die meisten Arbeiten im Stall, aber Langmann betrachtete sich immer noch als den, der die Verantwortung trug. An Tagen, an denen wie heute ein reges Kommen und Gehen herrschte, kontrollierte er streng, wel-

che Tiere wo untergestellt wurden. Er vertrat eine entschiedene Meinung, was die Unsitte betraf, Zugpferde die ganze Nacht lang im Geschirr stehen zu lassen. Er beäugte mich im Halbdunkel des Stalls und zuckte zusammen, als er mich erkannte. »Gutsherr Tom!«, rief er mit knarziger Stimme. »Solltet Ihr jetzt nicht mit all den feinen Leuten im großen Saal tanzen?«

Wie viele andere Greise hatte sein hohes Alter ihn den Respekt vor unserer unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellung verlieren lassen. Vielleicht lag es aber auch bloß daran, dass er gesehen hatte, dass ich so gut wie nur irgendjemand einen Stall ausmisten konnte, und mich deshalb als seinesgleichen achtete.

»Gleich«, antwortete ich. »Der Tanz geht bis zum Morgenrauen weiter, wisst Ihr? Aber ich dachte, ich würde kurz herspazieren und mich vergewissern, dass bei diesem Sturm im Stall alles zum Besten steht.«

»Hier ist alles in Ordnung. Diese Scheune ist vor zwanzig Jahren stabil gebaut worden und wird wohl noch ein Dutzend Jahre stehen bleiben.«

Ich nickte. »Verwalter Rummel sagte mir, Ihr hättet heute Nacht Besucher hier gehabt, die Euch unheimlich waren.«

Sein fragender Blick ging in eine finstere Miene über. »Ja. Wenn einer sich wie ein Pferdedieb aufführt, dann rede ich auch mit ihm, als wäre er einer. Es soll keiner wagen, in meinem Stall herumzustöbern und zu schnüffeln, nur um mir dann zu erzählen, er wäre ein Spielmann! Die waren so wenig Spielleute, wie Kupfer hier ein Pony ist. Ich konnte sie nicht riechen, und so habe ich sie geradewegs zur Tür gebracht.« Er musterte mich. »Dieser Rummel sollte Euch warnen. Ihr habt sie doch nicht eingelassen, oder?«

Es fiel mir schwer, es zuzugeben. Ich nickte knapp. »Es ist Winterfest. Ich lasse jeden ein.« Unter seinem vernich-

tenden Blick räusperte ich mich. »Habt Ihr vorher jemand anderen hier in den Ställen bemerkt – jemanden, der seltsam war?«

»Ihr meint das fremde Mädchen?«

Ich nickte erneut.

»Nur sie. Sie kam herein, als dächte sie, es wäre das Haus. ›Ich muss mit dem Gebieter sprechen‹, hat sie zu einem der Stallburschen gesagt, und so hat er sie zu mir geführt, weil er dachte, sie meinte mich. Aber sie sah mich an und sagte: ›Nein, mit dem Gebieter mit der schiefen Nase und dem Dachshaar.‹ Und da, mit Verlaub, wussten wir, dass sie Euch meinte, und schickten sie zum Haus hinauf.«

Ich ließ die Hand sinken, mit der ich meinen Nasenrücken und den alten Bruch darin betastet hatte. Die Sache wurde immer eigenartiger. Eine verschwundene Botin, die auf der Suche nach mir gewesen war, aber nur mit einer Beschreibung statt mit meinem Namen. »Ist das alles?«, fragte ich.

Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Ja. Es sei denn, Ihr wollt hören, wie Kaufmann Häuseldorf versucht hat, mich dazu zu bringen, seine Pferde hier aufzustallen, obwohl beide Anzeichen von Räude zeigen. Arme Geschöpfe. Ich habe sie im Holzschuppen untergestellt, aber in die Nähe unserer Tiere kommen sie mir nicht! Und wenn sein Kutscher sich beschweren will, dann werde ich ihm erzählen, was ich von seinem Umgang mit Pferden halte.« Er sah mich wild entschlossen an, als könnte ich vorhaben, die Klugheit seiner Entscheidung anzuzweifeln.

Ich lächelte. »Tut mir einen kleinen Gefallen, Langmann, um der Pferde willen. Packt ihnen etwas von dem Einreibemittel ein, das Ihr immer anrührt.«

Er starrte mich einen Moment lang an und nickte dann knapp. »Das könnte ich machen. Die Viecher sind ja nicht schuld daran, dass man sich so schlecht um sie kümmert.«

Ich wandte mich zum Gehen, drehte mich dann aber noch einmal um. »Langmann, wie viel Zeit ist zwischen der Ankunft des Mädchens und dem Erscheinen der drei, die Ihr für Pferdediebe gehalten habt, vergangen?«

Er hob die hageren Schultern und ließ sie dann wieder sinken. »Sie ist angekommen, bevor Haub Zehlig eingetroffen ist. Dann kam dieser Schneiderbursche – und die Schwestern Weide auf ihren gleichfarbigen Ponys. Diese Damen fahren nie Kutsche, nicht wahr? Dann die Küfer-Jungen und ihre Mutter, und ...«

Ich wagte es, ihn zu unterbrechen. »Langmann. Glaubt Ihr, dass sie sie verfolgt haben?«

Er hielt inne. Ich wartete ungeduldig, während er abwägte, was er wusste. Dann nickte er mit verkniffenem Mund. Mit grimmiger Miene räumte er ein: »Darauf hätte ich selbst kommen sollen. Die gleiche Sorte Stiefel, und sie kamen geradewegs zum Stall und versuchten hereinzuspähen. Nicht auf der Suche nach Pferden, die sie stehlen konnten, sondern jenem Mädchen auf den Fersen.« Er sah mir zornig in die Augen. »Haben sie ihr etwas angetan?«

»Ich weiß es nicht, Langmann. Sie ist verschwunden. Ich werde gleich nachsehen, ob die drei noch da sind.«

»Tut das. Wenn sie nicht da sind, können sie bei diesem Wetter nicht weit gekommen sein. Wollt Ihr, dass ich einen Burschen zum Ochsenhut hinüberschicke, damit er dort darum bittet, uns die Schweißhunde zu leihen?« Er schüttelte den Kopf und fügte verbittert hinzu: »Ich habe ja schon oft gesagt, dass es nicht schaden würde, wenn wir unsere eigene Jagdmeute hätten.«

»Danke, Langmann, aber bitte keine Hunde. So, wie der Schnee niedergeht, bezweifle ich, dass es überhaupt eine Fährte gibt, die man verfolgen kann.«

»Wenn Ihr es Euch noch anders überlegt, Tom, dann lasst

es mich wissen. Ich kann meinen Sohn die Hunde im Handumdrehen holen lassen. Und« – nun rief er mir nach, während ich schon den Rückzug antrat – »wenn Ihr Euch noch besinnt und wir doch selbst Hunde halten wollen, sagt Ihr es mir auch! Ich kenne da eine großartige Hündin, die im Frühling ihre Welpen werfen wird. Lasst es mich einfach wissen!«

»Später, Langmann!«, rief ich zurück und bekam zum Lohn dafür den Mund voll Schnee. Die Flocken fielen noch immer dicht, und der Wind frischte auf. Plötzlich war ich mir sicher, dass die Leute, die ich suchte, sich noch auf Weidenhag aufhielten. Niemand konnte verzweifelt genug sein zu versuchen, in diesem Sturm zu fliehen. Ich griff nach Nessel aus. *Ist bei deiner Mutter immer noch alles in Ordnung?*

Ich habe sie schlafen lassen, und Herd sitzt auf einem Stuhl an ihrem Feuer. Ich habe ihn angewiesen, die Tür hinter mir zu verriegeln, und ich habe gehört, wie er es getan hat. Ich bin bei Sieber, Recht und unseren Gästen. Wir haben nichts Ungewöhnliches herausgefunden. Von der Botin gibt es keine Spur.

Tot? Geflohen? Irgendwo auf Weidenhag versteckt? Eine der drei Möglichkeiten musste zutreffen. *Es sind drei Spielleute recht spät gekommen, zwei Männer und eine Frau. Web schien von ihnen verstört zu sein. Sind sie immer noch unter unseren Gästen?* Ich stellte sie mir bildlich vor, damit Nessel sie in meinem Verstand sehen konnte.

Ich habe sie vorhin bemerkt, aber sie sahen mir nicht nach Musikanten aus und verhielten sich auch nicht so. Sie wirkten nicht, als wollten sie auch einmal auf der Estrade an die Reihe kommen.

Schick Recht bitte zu mir. Wir durchsuchen schnell die ungenutzten Flügel. Und lass es mich wissen, wenn du und Sieber die drei Fremden findet.

Recht und ich teilten uns Weidenhag auf und gingen von Zimmer zu Zimmer, um nach jeglichen Anzeichen für Ein-

dringlinge in den unbewohnten Teilen des Herrenhauses Ausschau zu halten. In dem weitläufigen alten Gebäude war das keine leichte Aufgabe, und ich verließ mich ebenso sehr auf die Alte Macht wie auf meine Augen, um festzustellen, ob ein Raum wirklich leer war. Nessel und Sieber fanden keine Spur der drei Fremden, und als Nessel die anderen Gäste fragte, ob sie die Fremden gesehen hätten, waren die Antworten so widersprüchlich, dass sie uns nichts nützten. Sogar unsere Diener, bei denen es mir sonst so oft widerstrebt, dass sie das Tun und Lassen der Familie mit höchster Aufmerksamkeit verfolgten, wussten nichts zu berichten. Die drei und die Botin waren verschwunden, als hätten sie uns nie besucht.

Als die frühen Morgenstunden nahten und unsere Gäste satt von Essen und Musik nach Hause fuhren oder die Zimmer aufsuchten, die wir ihnen zur Verfügung gestellt hatten, brach ich die Suche ab. Sieber und die Jungen kümmerten sich mit Rummel darum, die Außentüren für die Nacht zu sichern, und patrouillierten dann leise durch den Teil des Herrenhauses, in dem wir unsere Gäste untergebracht hatten. Während sie damit beschäftigt waren, beschloss ich, mich in meine private Höhle im Westflügel zu schleichen. Von dort aus konnte ich in ein Netzwerk aus Spitzelgängen gelangen, von dessen Existenz nur Philia, Molly und ich etwas wussten. Ich hatte den hinterhältigen Entschluss gefasst, dort heute Nacht herumzustreifen und unsere schlafenden Gäste auszuspähen, um zu sehen, ob jemand den Fremden Unterschlupf in seinem Zimmer gewährt hatte.

Das war meine Absicht, aber als ich die Flügeltür meines Arbeitszimmers erreichte, stellten sich mir die Nackenhaare auf. Schon bevor ich die Türklinke berührte, wusste ich, dass sie nicht ganz eingerastet war. Doch ich erinnerte mich genau, dass ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, bevor

ich Rummel gefolgt war, um zu Sieber zu stoßen. Jemand war hier gewesen, seit ich den Raum verlassen hatte.

Ich zog mein Messer, bevor ich die Tür langsam öffnete. Im Zimmer herrschte Dämmerlicht; die Kerzen waren im Erlöschen begriffen und das Feuer fast heruntergebrannt. Ich blieb eine Weile stehen und erforschte den Raum mit allen Sinnen. Es war niemand dort, wie mir die Alte Macht verriet, doch ich erinnerte mich, dass die Fremden für Web beinahe durchsichtig gewesen waren, einen Mann, der über eine viel feiner abgestimmte Tiermagie verfügte als ich. Und so stand ich da, spitzte die Ohren und wartete. Aber was mich erzürnte, war das, was ich roch. Blut. In meiner Höhle.

Das Messer vor mich ausgestreckt, wagte ich mich hinein. Mit der freien Hand entzündete ich eine frische Kerze und schürte dann das Feuer. Danach blieb ich stehen und sah mich in meinem Zimmer um. Sie waren hier gewesen. Sie waren hergekommen, in meine Höhle, besudelt von noch feuchtem Blut.

Wenn Chade mir nicht durch tausenderlei Übungen anerzogen hätte, mich an einen Raum genau so zu erinnern, wie ich ihn hinterlassen hatte, dann wäre vielleicht unbemerkt geblieben, dass sie hier gewesen waren. Ich roch einen Hauch Blut an der Ecke meines Schreibtisches, und in der Tat befand sich dort, wo meine Papiere verschoben worden waren, eine kleine braunrote Schmierspür. Doch auch ohne den Geruch des Blutes und die winzigen Flecken hätte ich bemerkt, dass sie hier gewesen waren, meine Papiere berührt und die Schriftrolle, die ich übersetzte, angetastet hatten. Sie hatten versucht, meine Schreibtischschublade zu öffnen, den verborgenen Hebel aber nicht gefunden. Jemand hatte die Schnitzerei aus Gedächtnisstein hochgehoben, die der Narr vor Jahrzehnten für mich angefertigt hatte, und sie so wieder auf den Kaminsims gestellt, dass die

Seite, die mein Gesicht zeigte, ins Zimmer blickte. Als ich den Stein nahm, um ihn zurechtzurücken, verzogen meine Lippen sich zu einem Zähneblecken. Auf dem Bildnis des Narren hatte ein ungeschickter Daumen eine Blutspur hinterlassen und damit seine Wange beschmiert. Die Aufwallung von Zorn, die ich fühlte, war bar jeder Vernunft.

Als ich den Stein anhub, spürte ich die darin verwahrten Erinnerungen. Die letzten Worte, die der Narr an mich gerichtet hatte und die nun in der Schnitzerei bewahrt waren, kehrten mir ins Gedächtnis zurück: *Ich war nie der Klügste*, hatte er gesagt. Eine Erinnerung an unsere tollkühne Jugend oder ein Versprechen, dass er eines Tages alle Vorsicht in den Wind schlagen und zurückkehren würde? Ich verschloss den Verstand vor der Botschaft. Nicht jetzt.

Und törichterweise versuchte ich, ihm das Blut mit dem Daumen aus dem Gesicht zu wischen.

Gedächtnisstein ist ein eigentümliches Material. In alten Zeiten meißelten Gabenkordialen daraus Drachen und tränkten den Stein mit ihren Erinnerungen, bevor sie in ihre Schöpfung aufgenommen wurden und ihr so einen Anschein von Leben verliehen. Ich hatte das ein einziges Mal mit angesehen. Veritas, mein König, hatte sich einem Steindrachen geopfert und war dann in jener Gestalt aufgestiegen, um die Feinde der Sechs Provinzen mit Schrecken und Krieg zu überziehen. Auf Aslevjal hatte ich kleine Würfel aus dem glänzenden schwarzen Material entdeckt, die von den Uralten dazu verwendet worden waren, Lieder und Gedichte zu verwahren.

Ich selbst hatte die schlummernden Drachen früherer Generationen mit einem Blutopfer und einem magischen Ruf zu den Waffen geweckt, der aus dem Verschmelzen von Alter Macht und Gabe erwachsen war.

Blut auf Gedächtnisstein und meine Berührung. Gabe und Alte Macht kochten in mir. Die Blutspur versank im Stein.

Der Narr riss den Mund weit auf und schrie. Ich sah, wie sich seine Lippen dehnten, wie er die Zähne bleckte und die Zunge versteifte. Es war ein Kreischen unablässiger Todesqual.

Kein Laut drang an meine Ohren. Es war viel intimer. Ursprungslos und unaufhörlich schlug der endlose, hoffnungslose, gnadenlose Schmerz systematischer Folter über mir zusammen. Er füllte meinen gesamten Körper aus und verbrannte mir die Haut, als wäre ich ein Glas randvoll mit schwarzer Verzweiflung. Sie war allzu vertraut, denn es war nicht der heftige Schmerz einer bestimmten körperlichen Misshandlung, sondern das überwältigende Ertrinken des Verstandes und der Seele in dem Wissen, dass nichts diese Marter verhindern konnte. Meine Erinnerungen erhoben sich zu einem kreischenden Chor. Abermals lag ich auf dem kalten Steinboden von Prinz Edels Verliesen, und mein zerschlagener Körper erstickte meinen gepeinigten Verstand. Ich riss mein Bewusstsein von jener Erinnerung los, leugnete die Verbindung. Die geschnitzten Augen des Narren starrten mich blind an. Einen Moment lang begegneten sich unsere Blicke, und dann wurde alles dunkel, und meine Augen brannten. Mit kraftlosen Händen betastete ich die Schnitzerei und ließ sie beinahe fallen, zog sie aber noch rechtzeitig an mich, als ich in die Knie brach. Ich hielt sie an meine Brust gedrückt und spürte, wie in weiter Ferne der Wolf die Schnauze hob und zornig knurrte. »Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid!«, brabbelte ich blind vor mich hin, als wäre es der Narr selbst, dem ich wehgetan hatte. Schweiß brach aus jeder Pore meines Körpers hervor, bis ich davon völlig getränkt war. Ich umklammerte die Schnitzerei immer noch, als ich auf die Seite sank. Langsam kehrte

meine Sehkraft zurück. Ich starrte ins ersterbende Feuer, doch mich suchten Bilder von mattroten Werkzeugen heim, die in den Flammen erhitzt wurden, und ich roch sowohl altes als auch frisches Blut, das sich mit dem beißenden Gestank namenloser Angst vermischte. Ich erinnerte mich, was ich tun musste, um die Augen zu schließen, und spürte, wie der Wolf sich über mich stellte und drohte, jeden zu zerfleischen, der sich zu nähern wagte. Langsam verklang der Nachhall der Schmerzen. Ich holte Atem.

Blut hatte die Macht, Gedächtnisstein zu wecken, ob nun einen von den Uralten gemeißelten Drachen oder die Büste, die der Narr geschnitzt hatte. Dank jener kurzen Verbindung wusste ich jetzt, dass das Mädchen tot war. Ich hatte ihr Entsetzen darüber gespürt, gejagt und in die Enge getrieben zu werden, ihre Erinnerungen an vergangene Qualen und ihren Todeskampf. Daher wusste ich, dass es Rummels mädchenhafte Botin gewesen war, nicht die soldatisch ausgebildete Frau, die ich mit den beiden Männern gesehen hatte. Sie waren ihr hierher gefolgt, hatten in meinem Haus Jagd auf sie gemacht und sie getötet.

Ich wälzte mich auf den Bauch und hielt die Schnitzerei weiter an meine Brust gepresst. In meinem Kopf drehte sich alles. Mühsam kniete ich mich hin und schaffte es dann aufzustehen, indem ich mich an der Schreibtischplatte festhielt. Ich taumelte zu meinem Stuhl und ließ mich darauffallen. Die Schnitzerei stellte ich vor mir auf den Schreibtisch und betrachtete sie. Sie hatte sich nicht verändert. Hatte ich mir die Bewegung, den tonlosen Schrei des Narren und seinen starren Blick nur eingebildet? Hatte ich eine ferne Erfahrung mit ihm geteilt, oder hatte der Gedächtnisstein die Angst und das Leid zum Ausdruck gebracht, die die Botin bei ihrem Tod empfunden hatte?

Ich setzte dazu an, die Schnitzerei hochzuheben und sie

mir an die Stirn zu halten, um noch einmal die einfachen Erinnerungen zu sehen, die der Narr darin für mich verwahrt hatte. Aber mir zitterten die Hände, und ich stellte den Stein wieder auf den Tisch. Nicht jetzt. Wenn ich irgendwie den Schmerz des Mädchens mit dem Stein hatte verschmelzen lassen, dann wollte ich das nicht sofort herausfinden, und ich wollte auch jene Qual nicht noch einmal nacherleben. Erst einmal musste ich auf die Jagd gehen.

Ich zog mir die Ärmel über die Hände und stellte die Schnitzerei auf ihren angestammten Platz auf dem Kamin Sims zurück. Immer noch etwas zittrig erkundete ich meine Höhle und hielt nach anderen Anzeichen für die Gegenwart der Fremden Ausschau. Ich fand nichts.

Jemand war hierher, in meinen privaten Schlupfwinkel, gekommen, hatte die Tür aufgebrochen und war eingedrungen, um sich an einigen sehr persönlichen Habseligkeiten zu vergreifen. Es gab kaum Gegenstände, die so sehr mein Herz berührten wie jene Schnitzerei, und auch nur wenige Dinge, die mich an eine Vergangenheit banden, in der ich meinem König mit den beiden teuersten Freunden gedient hatte, die ich je gehabt hatte. Dass irgendjemand, ein Fremder, es gewagt hatte, sie anzufassen und mit Blut, das er vergossen hatte, zu entweihen, brachte mich nahe daran, mich in mörderische Raserei hineinzusteigern, und bei dem Gedanken, dass die Schnitzerei leicht hätte gestohlen werden können, sah ich einen Moment lang rot.

Ich schüttelte wütend den Kopf und zwang mich zu kaltem Nachdenken. Wie hatten sie dieses Zimmer gefunden? Das war offensichtlich. Als Rummel hingeschickt worden war, um mich zu holen, waren sie ihm gefolgt. Aber wenn ihr eigentliches Ziel darin bestand, mich aufzuspüren, warum hatten sie dann nicht gleich angegriffen? Und wie konnte es sein, dass ich sie nicht bemerkt hatte? Waren sie entfremdet,

wie Web zunächst vermutet hatte, Menschen, denen jede Verbindung zur Menschlichkeit entrissen worden war? Ich bezweifelte es; sie waren im Ballsaal als Gruppe aufgetreten und hatten eine Zurückhaltung und Selbstbeherrschung an den Tag gelegt, die ich bei Entfremdeten nie beobachtet hatte. Verfügten sie also über ein Mittel, die Signatur ihres Lebens zu verhüllen? Ich wusste von keiner Magie, die so etwas bewirken konnte. Als mein Wolf noch am Leben gewesen war, hatten wir mit Mühe gelernt, unsere Gespräche abzuschirmen, aber das war wohl kaum dasselbe, wie sich selbst vollkommen vor dem Bewusstsein anderer Zwiehafter zu verbergen.

Ich verschob das Nachdenken darüber auf später, griff mit der Gabe nach Nessel und teilte ihr rasch einen Großteil dessen mit, was ich in Erfahrung gebracht hatte. Das Blut und die Schnitzerei erwähnte ich jedoch nicht. Das war privat.

Ich bin bei Mutter. Sieber hat Herd und Recht mitgenommen. Er hat Recht gesagt, dass er Philiass Tür bewachen muss, während er und Herd alle unbewohnten Zimmer des Herrenhauses überprüfen.

Hervorragend. Wie geht es deiner Mutter?

Sie schläft noch. Sie sieht aus wie immer, und ich spüre nicht, dass ihr etwas fehlt. Aber ich habe mir große Sorgen gemacht, als sie vorhin ohnmächtig geworden ist – viel größere, als ich mir ihr gegenüber anmerken lassen wollte. Als ihr Vater starb, war er nur zwei Jahre älter als sie heute.

Er hatte seine Gesundheit mit der Trunksucht, den Schlägereien und den dummen Unfällen, die damit einhergehen, zugrunde gerichtet.

Ihre Mutter ist sehr jung gestorben.

Ich presste mir die Handflächen auf die Augen und drückte mit den Fingern gegen meine Stirn. Es machte mir

zu große Angst. Ich konnte nicht darüber nachdenken. *Bleib bitte bei ihr. Ich möchte nur noch ein paar Räume durchsuchen, dann löse ich dich ab.*

Ich komme hier gut zurecht. Du musst dich nicht beeilen.

Hatte sie einen Verdacht, was ich vorhatte? Ich bezweifelte es. Nur Philia, Molly und ich wussten über das verborgene Labyrinth von Spitzelgängen in Weidenhag Bescheid. Die Gucklöcher gestatteten mir zwar keinen Einblick in jedes einzelne Schlafzimmer, aber doch in viele, sodass ich nachsehen konnte, ob irgendeines mehr Gästen zur Unterkunft diente, als wir eingeladen hatten.

Das Morgengrauen war schon näher als Mitternacht, als ich die Gänge wieder verließ. Ich war mit Spinnweben behangen, fror bis auf die Knochen und war erschöpft. Ich hatte nichts herausgefunden, nur, dass mindestens zwei Hausmädchen bereit waren, die Nacht in fremden Betten zu verbringen, weil das Glück, Lust oder vielleicht auch ein bisschen Geld brachte. Ich hatte eine jungverheiratete Frau mit vors Gesicht geschlagenen Händen weinen sehen, während ihr betrunkenen Mann schnarchend halb auf ihrem Bett lag. Ein altes Pärchen dagegen hatte derart kräftigem Rauchkraut zugesprochen, dass mir schon von dem schwachen Hauch schwindlig geworden war, der in meinen Geheimgang gedrungen war.

Aber keine Spur von den seltsamen Spielleuten oder von der Leiche der Botin.

Ich kehrte in mein Zimmer zurück und löste Nessel ab, damit sie sich in ihres begeben konnte. In jener Nacht schlief ich nicht und legte mich noch nicht einmal hin; stattdessen saß ich auf einem Stuhl am Kamin, wachte über Molly und grübelte. Nichts deutete darauf hin, dass die Eindringlinge sich noch auf Weidenhag aufhielten. Waren sie irrwitzig genug gewesen, in den Schneesturm zu fliehen und die

tote Botin mitzuschleppen? Mindestens einer der Fremden war lange genug auf Weidenhag geblieben, um Rummel zu folgen und meine Höhle zu betreten. Warum? Zu welchem Zweck? Nichts war von dort gestohlen worden, keinem Mitglied meines Haushalts war ein Leid geschehen. Ich war entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen.

Aber in den nächsten Tagen erschien es mir, als hätte ich von den Spielleuten auf Abwegen und der Botin nur geträumt. Molly erholte sich und feierte, tanzte und lachte das restliche Winterfest über mit unseren Gästen, ohne das geringste Anzeichen von Krankheit oder Schwäche zu zeigen. Ich fühlte mich schmutzig, da ich mein blutiges Wissen vor ihr geheim hielt und – schlimmer noch! – ihre Söhne Stillschweigen schwören ließ, aber Nessel und Sieber stimmten mir beide zu. Molly konnte zusätzliche Sorgen jetzt nicht gebrauchen.

Der Schneefall hielt noch einen Tag und eine Nacht lang an und verwischte so die Spuren aller, die vielleicht gekommen und gegangen waren. Sobald das Blut vom Boden aufgewischt war, erinnerte nichts mehr an unsere fremden Besucher. Rummel überraschte mich, da es ihm gelang, den Mund über die seltsamen Geschehnisse zu halten, denn Sieber, Nessel und ich waren zu dem Schluss gekommen, dass diskrete Nachfragen vielleicht mehr erbringen würden, als unsere Sorgen hinauszuposaunen. Doch abgesehen davon, dass einige Gäste eine Bemerkung über die Fremden machten, die zum Fest erschienen und wieder gegangen waren, ohne sich an der allgemeinen Ausgelassenheit zu beteiligen, fanden wir nichts heraus. Web wusste wenig mehr zu sagen als das, was er mir schon erzählt hatte. Er hatte es eigenartig gefunden, dass die Frau ihm den Namen der mit ihr »befreundeten« Person, nach der sie suchte, nicht hatte nennen wollen. Und das war alles.

Nessel, Sieber und ich waren uneins darüber, ob wir Chade einweihen sollten. Ich wollte es nicht, aber am Ende überredeten sie mich doch. Am ersten ruhigen Abend nach dem Winterfest, als unsere Gäste abgereist waren und es vergleichsweise still auf Weidenhag war, ging ich in mein Arbeitszimmer. Nessel und Sieber begleiteten mich. Wir setzten uns hin, sie verflocht ihre Gedanken mit meinen, und gemeinsam übertrugen wir unsere Geschichte mittels der Gabe an Chade.

Nessel blieb anwesend, aber stumm, während ich in allen Einzelheiten Bericht erstattete. Ich hatte gedacht, dass sie vielleicht noch Kleinigkeiten hinzufügen würde, aber alles, was ich von ihr spürte, war eine stumme Bestätigung meiner Erzählung. Chade stellte nur wenige Fragen, doch ich spürte, dass er sich alles ganz genau merkte. Ich wusste, dass er mithilfe seines weitgespannten Spitzelnetzwerks so viel darüber herauszufinden würde, wie er nur konnte, um es mir dann mitzuteilen. Dennoch war ich überrascht, als er sagte: »Ich rate dir zu warten. Jemand hat die Botin geschickt, und dieser Mensch meldet sich vielleicht wieder bei dir, wenn sie nicht zurückkehrt. Schick Sieber nach Weiden und lass ihn dort ein paar Abende lang in den Gasthäusern die Ohren aufsperrern. Wenn es etwas zu hören gibt, wird er es hören. Und ich werde ein paar diskrete Nachforschungen anstellen. Ansonsten hast du, glaube ich, alles unternommen, was in deiner Macht steht – abgesehen davon, dass du, wie ich dir schon früher geraten habe, in Erwägung ziehen solltest, dein Gesinde um einige Hausoldaten zu ergänzen, die sich gleich gut darauf verstehen, eine Tasse Tee aufzutragen und jemandem die Kehle durchzuschneiden.«

»Das halte ich nicht unbedingt für nötig«, sagte ich entschlossen und spürte sein fernes Seufzen.

»Wie du meinst«, erwiderte er und löste seine Gedanken von unseren.

Ich befolgte seinen Vorschlag. Sieber ging in die Gasthäuser, erfuhr aber nichts. Keine Nachricht traf ein, um nach dem Verbleib der Botin zu forschen. Eine Zeitlang ging ich angespannt mit aufgestellten Nackenhaaren umher und achtete genau auf alles, was auch nur im Geringsten vom gewohnten Gang der Dinge abwich. Aber als erst Tage und dann Monate vergingen, stand der Vorfall in meinen Gedanken bald nicht mehr an erster Stelle. Siebers Vermutung, dass vielleicht alle nicht gewesen waren, was sie zu sein behauptet hatten, und dass wir flüchtig Zeugen geworden waren, wie jemand eine alte Rechnung beglichen hatte, war so überzeugend wie nur irgendetwas, das ich mir vorstellen konnte.

Jahre später sollte ich über meine eigene Dummheit staunen. Wie konnte es nur sein, dass ich es nicht erkannt hatte? Jahrelang hatte ich auf eine Botschaft des Narren gewartet und mich danach gesehnt. Und als sie endlich eingetroffen war, hatte ich sie nicht empfangen.

Kapitel 3

IRRSTERNS IRRWEG

Ein Geheimnis gehört einem nur so lange, wie man es mit niemandem teilt. Sobald man es auch nur einer Person erzählt, ist es kein Geheimnis mehr.

CHADE IRRSTERN

Hühner gackerten, Zicklein blökten, und der köstliche Duft von gebratenem Fleisch lag in der Sommerluft. Der blaue Himmel spannte sich über die Marktstände in Eichenbach, dem größten Marktflecken, der in leicht zu bewältigender Entfernung vom Herrenhaus Weidenhag lag. Eichenbach war eine Stadt an einer Wegkreuzung, die leichten Zugang zu den umliegenden Bauernhöfen im Tal und einer gut gepflegten Königsstraße bot, die zu einem Hafen am Bocksfluss führte. Waren kamen flussauf- und flussabwärts und aus den Dörfern der Umgebung. Die Zehnttagmärkte waren die belebtesten, und Bauernkarren füllten das Marktrund, während kleinere Händler Buden aufgebaut oder Decken auf dem Dorfanger unter den ausgedehnten Kronen der Eichen am munteren Bach ausgebreitet hatten, dem die Stadt ihren Namen verdankte. Die bescheideneren Händler boten nur frisches Gemüse oder in Heimarbeit gefertigte Gegenstände auf Matten aufgereiht zum Verkauf an, während die Bauern mit größeren Gütern behelfsmäßige Bänke

errichteten, um Körbe mit gefärbten Wollstoffen, Käseräder oder große Stücke geräucherten Schweineschinkens zur Schau zu stellen.

Jenseits der Zehnttagsmarktstände fand man die ortsansässigen Kaufleute aus Eichenbach. Es gab eine Schusterwerkstatt, einen Weberladen, einen Kesselflicker und eine große Schmiede. Das Gasthaus »Zu den Hunden des Königs« hatte Bänke und Tische draußen im Schatten aufgestellt. Der Tuchhändler hatte Gestelle mit Stoffbahnen und gezwirnte, gefärbte Garnstränge in der Auslage, der Schmied bot Zinn-, Eisen- und Kupferwaren an, und der Schuster hatte seine Bank vor seinem Laden aufgestellt und saß darauf, um einen weichen roten Damenschuh zu nähen. Der angenehme Lärm der feilschenden und tratschenden Leute brandete wellenförmig auf meine Ohren ein und verklang wieder.

Ich saß auf einer der Bänke des Gasthofes unter der Eiche und hatte einen Humpen Apfelwein vor mir stehen. Meine Besorgungen hatte ich bereits erledigt. Wir hatten eine Nachricht von Recht erhalten, die erste seit vielen Monaten. Er und Herd waren vor fast drei Jahren von zu Hause ausgezogen. Mit der schönen Missachtung der Jugend für die Sorgen Älterer meldeten sie sich nur unregelmäßig. Recht hatte das erste Lehrjahr bei einem Stellmacher in Hohenheide hinter sich, und sein Meister war äußerst zufrieden mit ihm. Er schrieb auch, dass Herd Arbeit auf einer Flussfähre angenommen habe und mit seinem Beruf glücklich zu sein schien. Molly und ich hatten uns beide über die Neuigkeit gefreut, dass er endlich sesshaft geworden war und gut zurechtkam. Recht hatte hinzugefügt, dass er sein liebstes Gürtelmesser verloren habe, eines mit Knochengriff und schmaler, leicht gebogener Klinge, das der Schmied in Eichenbach für ihn angefertigt hatte, als er dreizehn gewe-

sen war. Ich hatte vor zwei Wochen ein Ersatzmesser bestellt und es heute abgeholt. Das kleine Päckchen lag zu meinen Füßen neben einem Berg von Mollys Einkäufen.

Ich beobachtete den Schuster und fragte mich, ob Molly wohl gern rote Schuhe gehabt hätte. Aber offenbar war dieses Paar schon verkauft: Ich sah eine schlanke junge Frau mit einer Mähne aus zerzausten dunklen Locken aus dem Gedränge auf dem Markt zum Schuster hinüberschlendern und stehen bleiben. Ich hörte nicht, welche Worte sie wechselten, aber der Mann nähte noch drei Stiche, verknötete den Faden dann, biss ihn ab und reichte den Schuh und sein Gegenstück der Frau. Ein keckes Lächeln trat auf ihr Gesicht, und sie legte einen Stapel Kupfermünzen auf seine Bank und setzte sich, um ihre neuen Schuhe gleich anzuprobieren. Frisch beschuht stand sie auf, raffte ihre Röcke bis fast an die Knie und vollführte auf der staubigen Straße versuchsweise ein paar Tanzschritte.

Ich grinste und sah mich nach jemandem um, mit dem ich meine Heiterkeit über ihre unverhohlene Freude teilen konnte. Doch die beiden alten Ackerleute am anderen Ende meiner Bank klagten sich gegenseitig ihr Leid über die Aussicht auf Regen oder vielmehr den Mangel daran, und meine Molly war irgendwo inmitten der anderen Einkaufenden und genoss es, einen Tag lang mit den Händlern zu schachern. Früher, bevor ihre Söhne erwachsen gewesen waren und als Philia noch gelebt hatte, waren die Ausflüge zum Markttag immer weitaus komplizierter gewesen. Aber binnen eines Jahres hatten wir meine Stiefmutter verloren, und die Jungen waren in die Welt hinausgezogen. Einen Großteil jenes Jahres waren wir wohl beide wie betäubt von dieser schlagartigen Veränderung in unserem Leben gewesen. Die folgenden zwei Jahre hatten wir unsere liebe Not mit dem Haus gehabt, das uns plötzlich viel zu groß vorgekom-

men war. Erst vor kurzem hatten wir behutsam begonnen, unsere neugewonnene Freiheit auszukosten. Heute waren wir den Zwängen unseres Lebens als Dame und Gutsherr des Anwesens entflohen, um uns einen Tag für uns allein zu gönnen. Wir hatten ihn gut geplant. Molly hatte eine kurze Einkaufsliste von Gegenständen, die sie anschaffen wollte. Ich brauchte keine Liste, um mich daran zu erinnern, dass das hier mein Mußetag war, und freute mich schon auf die Musik beim Abendessen im Gasthof. Wenn wir dort zu lange verweilten, würden wir vielleicht sogar über Nacht hierbleiben und erst am nächsten Morgen die Rückreise nach Weidenhag antreten. Beiläufig fragte ich mich, warum die Vorstellung, mit Molly allein in einem Gasthaus zu übernachten, in mir Gedanken weckte, die für einen fünfzehnjährigen Jungen angemessener gewesen wären als für einen Mann von fünfzig Jahren. Ich musste schmunzeln.

Fitz-Chivalric!

Der Gabengriff ertönte als Ausruf in meinem Kopf, als ängstlicher Aufschrei, der für alle anderen auf dem Markt unhörbar war. Ich wusste im selben Augenblick, dass er von Nessel stammte und dass sie zutiefst besorgt war. So war die Gabenmagie eben: Viele Informationen konnten binnen eines Moments weitergegeben werden. Ein Teil meines Verstandes bemerkte, dass sie mich Fitz-Chivalric nannte, weder Tom Dachsenbless noch Tom, und noch nicht einmal Schattenwolf. Vater oder Papa nannte sie mich ohnehin nie. Das Recht auf diese Anreden hatte ich vor Jahren verwirkt. Aber ihr »Fitz-Chivalric« deutete auf Belange hin, die mehr mit der Weitseherkrone zu tun hatten als mit unseren Familienbanden.

Was ist los? Ich machte es mir auf der Bank bequem und setzte ein leeres Lächeln auf, während meine Gedanken und meine Gabe in die Ferne nach Bocksburg an der Küste

schweiften. Ich sah die emporstrebenden Äste der Eiche vor dem blauen Himmel, war mir aber zugleich eines abgedunkelten Zimmers bewusst, in dem Nessel sich aufhielt.

Es geht um Chade. Wir glauben, dass er gestürzt ist und sich vielleicht den Kopf angeschlagen hat. Man hat ihn heute Morgen auf der Treppe zum Garten der Königin gefunden. Wir wissen nicht, wie lange er dort gelegen hat, und wir konnten ihn bisher nicht wecken. König Pflichtgetreu wünscht, dass du auf der Stelle herkommst.

Ich bin da, versicherte ich ihr. Lass mich ihn sehen.

Ich berühre ihn doch jetzt. Kannst du ihn nicht spüren? Ich konnte es auch nicht, Pflichtgetreu ebenso wenig, und Dick war völlig fassungslos. »Ich sehe ihn, aber er ist nicht da«, hat er zu uns gesagt.

Wie eine Schlingpflanze wucherte eisige Furcht aus meinem Bauch bis in mein Herz. Eine alte Erinnerung daran, wie Veritas' Königin Kettricken einst dieselbe Treppe hinabgestürzt und damit einem Plan zum Opfer gefallen war, ihr ungeborenes Kind zu töten, füllte meine Gedanken aus. Ich fragte mich sofort, ob Chades Sturz überhaupt ein Unfall gewesen war, versuchte aber, die Überlegung vor Nessel zu verheimlichen, als ich durch sie griff, um nach Chade zu tasten. Nichts. *Ich kann ihn nicht spüren. Ist er am Leben?*, fragte ich und rang darum, ein Mindestmaß an Gelassenheit zurückzugewinnen. Ich dehnte meine Gabe aus und wurde mir des Zimmers besser bewusst, in dem Nessel an einem Himmelbett saß. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, sodass Halbdunkel herrschte. Irgendwo glomm Kohle in einem kleinen Becken; ich nahm den beißenden Rauch stärkerer Heilkräuter wahr, die darin brannten. Obwohl ich draußen an der frischen Luft saß, spürte ich die Dumpfheit des stickigen Raums ringsum. Nessel holte Atem und zeigte mir Chade durch ihre Augen. Mein alter Mentor lag aus-

gestreckt auf dem Rücken unter seiner Bettdecke, als hätte man ihn zur Leichenverbrennung aufgebahrt. Sein Gesicht war bleich, seine Augen eingesunken. An einer Schläfe hatte er einen dunklen Bluterguss, der auch seine Stirn auf dieser Seite hatte anschwellen lassen. Ich konnte König Pflichtgetreu Ratgeber durch die Augen meiner Tochter sehen, ihn aber nicht durch die Gabe wahrnehmen.

Er atmet. Doch er wacht einfach nicht auf, und keiner von uns hat das Gefühl, dass er hier ist. Wenn ich ihn berühre, fühlt er sich an wie ...

Erde, beendete ich den Gedanken für sie. So hatte Dick es vor vielen Jahren ausgedrückt, als ich ihn und Pflichtgetreu angefleht hatte, mit der Gabe auszugreifen und mir zu helfen, den Narren zu heilen. Für sie war er tot gewesen – tot und schon dabei, sich wieder in Erde zu verwandeln. *Aber er atmet?*

Das habe ich dir doch schon gesagt! Hektische Ungeduld, die an Verärgerung grenzte, schwang in ihren Worten mit. Fitz. Wir hätten nicht nach dir ausgegriffen, wenn es um eine einfache Heilung ginge. Und wenn er tot wäre, würde ich dir das sagen. Pflichtgetreu will, dass du sofort herkommst, so bald wie möglich. Die Gabenkordiale konnte ihn nicht erreichen, obwohl Dick allen Kraft verliehen hat. Wenn wir Chade nicht erreichen, können wir ihn nicht heilen. Du bist unsere letzte Hoffnung.

Ich bin auf dem Markt in Eichenbach. Ich muss zurück nach Weidenhag, um ein paar Sachen zu packen und ein Reitpferd zu holen. Spätestens in drei Tagen bin ich da.

Das reicht nicht. Pflichtgetreu weiß, dass dir der Gedanke nicht behagen wird, aber er will, dass du durch die Steinportale kommst.

Das tue ich nicht. Ich stellte es mit Nachdruck fest, doch ich wusste schon, dass ich es für Chade wagen würde, obwohl ich es nicht mehr getan hatte, seit ich mich vor Jahren in den Steinen verlaufen hatte. Bei der Vorstellung, mich in

diese schillernde Schwärze zu begeben, stellten sich mir die Haare auf den Armen und im Nacken auf. Ich war so verängstigt, dass mir übel wurde, wenn ich auch nur daran dachte. Verängstigt – und verlockt.

Fitz. Du musst. Es ist die einzige Hoffnung, die wir haben. Die Heiler, die wir hergerufen haben, können nicht das Geringste ausrichten, aber über eines sind sie sich einig. Chade schwindet dahin. Wir können ihn mit der Gabe nicht erreichen, und sie behaupten, dass all ihre Erfahrung ihnen sagt, dass er binnen weniger Tage sterben wird. Die Augen werden ihm aus dem Gesicht quellen, weil sein Kopf anschwellen wird. Wenn du erst in drei Tagen hier ankommst, dann kannst du nur noch zusehen, wie man seine Leiche verbrennt.

Ich komme. Ich formte den Gedanken dumpf. Konnte ich mich dazu zwingen? Ich musste.

Durch die Steine, drängte sie mich. Wenn du in Eichenbach bist, dann bist du nicht weit vom Richtstein auf dem Galgenhügel entfernt. Die Karten, die wir haben, zeigen, dass er mit dem Schriftzeichen für unsere Zeugensteine versehen ist. Du könntest mühelos noch vor Einbruch der Nacht hier sein.

Durch die Steine. Ich versuchte, sowohl Verbitterung als auch Angst aus meinem Gedanken herauszuhalten. *Deine Mutter ist mit mir auf dem Markt. Wir sind auf dem hochrädri-gen Karren gekommen. Ich werde sie allein nach Hause schicken müssen.* Wieder einmal wurden wir durch Weitseherangelegenheiten getrennt; das einfache Vergnügen, gemeinsam zu essen und in einem Gasthaus einen Abend lang Spielmannsliedern zu lauschen, wurde uns genommen.

Sie wird Verständnis haben, versuchte Nessel, mich zu trösten.

Ja. Aber erfreut wird sie nicht sein. Ich riss meine Gedanken von Nessel los. Zwar hatte ich die Augen nicht geschlossen, aber nun kam ich mir vor, als würde ich sie öffnen.

Die frische Luft und das Lärmen des sommerlichen Marktes, das helle Sonnenlicht, das durch die Eichenblätter fiel und Schattenflecken malte, und sogar das Mädchen mit den roten Schuhen erschienen mir wie plötzliche Eindringlinge in meine harschere Wirklichkeit. Mir wurde bewusst, dass mein Blick blind auf der Frau geruht hatte, während ich mit der Gabe ausgegriffen hatte. Jetzt erwiderte sie meinen Blick mit einem fragenden Lächeln. Ich sah rasch zu Boden. Es wurde Zeit zu gehen.

Ich trank den letzten Schluck Apfelwein, stellte den leeren Humpen auf dem Brettertisch ab und stand auf, um im Marktgewimmel Ausschau nach Molly zu halten. Ich entdeckte sie im selben Augenblick, als sie mich erspähte. Einst war sie so schlank gewesen wie das Mädchen mit den roten Schuhen. Heute war Molly eine Frau, die sich langsam dem Ende ihrer mittleren Jahre näherte. Sie bewegte sich stetig, aber nicht flink durch die Menge, eine gedrungene, kräftige Gestalt mit funkelnden dunklen Augen und entschlossener Miene. Sie trug eine hellgraue Stoffbahn über dem Arm wie hart erkämpfte Kriegsbeute. Einen Moment lang verscheuchte ihr Anblick alle anderen Überlegungen aus meinem Kopf. Ich stand einfach da und beobachtete, wie sie auf mich zukam. Sie lächelte mich an und tätschelte ihren Einkauf. Ich hatte Mitleid mit dem Händler, der ihrem Feilschen ausgesetzt gewesen war. Sie war immer eine sparsame Frau gewesen; ihre Erhebung zu Hochdame Molly von Weidenhag hatte nicht das Geringste daran geändert. Das Sonnenlicht glänzte auf den silbernen Strähnen, die ihre einst dunklen Locken durchzogen.

Ich bückte mich, um ihre anderen Einkäufe aufzuheben. Es waren ein Tontopf mit einem bestimmten Weichkäse, den sie gern mochte, ein Beutel Schlüsselkleebblätter für Duftkerzen und ein sorgfältig eingewickeltes Paket leuch-

tend roter Pfefferschoten; Molly hatte mich davor gewarnt, sie mit bloßen Händen zu berühren. Sie waren für die Großmutter unseres Gärtners, die behauptete, das Rezept für einen Heiltrank zu kennen, der die Knoten in alten Gelenken lindern konnte. Molly wollte ihn ausprobieren. In letzter Zeit litt sie häufig an Kreuzschmerzen. Daneben stand ein verschlossener Topf mit einem blutstärkenden Tee. Ich lud mir die Arme voll, und als ich mich umdrehte, rannte ich fast das Rotschuhmädchen um. »Verzeihung«, sagte ich und wich vor ihr zurück, aber sie schaute mit einem fröhlichen Lächeln zu mir auf.

»Nichts passiert«, versicherte sie mir und neigte den Kopf zur Seite. Dann vertiefte sich ihr Lächeln, und sie fügte hinzu: »Aber wenn Ihr wiedergutmachen wollt, dass Ihr auf meine nagelneuen Schuhe getreten seid, könnt Ihr einen Humpen Apfelwein kaufen, um ihn Euch mit mir zu teilen.«

Ich starrte sie sprachlos an. Sie hatte geglaubt, ich hätte sie beobachtet, als ich die Gabe gebraucht hatte. Nun gut, ich hatte sie ja auch angestarrt, aber sie hatte das fälschlich für das Interesse eines Mannes an einem hübschen Mädchen gehalten. Und sie war hübsch. Hübsch und jung, viel jünger, als mir bewusst geworden war, als ich sie vorhin bemerkt hatte. Genau, wie ich viel älter war, als sie ihrem interessierten Blick nach zu urteilen vermutete. Ihre Bitte war schmeichelhaft und verstörend zugleich. »Ihr werdet Euch damit begnügen müssen, meine Entschuldigung anzunehmen. Ich wollte mich gerade mit meiner Frau treffen.« Ich nickte zu Molly hinüber.

Das Mädchen wandte sich um, sah Molly geradewegs an und richtete den Blick dann wieder auf mich. »Mit Eurer Frau? Oder wolltet Ihr sagen, mit Eurer Mutter?«

Ich starrte auf das Mädchen hinab. Jeglicher Zauber, den ihre Jugend und Schönheit für mich entfaltet hatten, war aus

meinem Herzen entschwunden. »Entschuldigt mich«, sagte ich kalt und trat von ihr weg auf meine Molly zu. Ein vertrauter Schmerz zog mir das Herz zusammen. Es war eine Furcht, mit der ich jeden Tag zu kämpfen hatte. Molly alterte von mir fort. Der langsame, aber unweigerliche Strom der Jahre trug sie weiter und weiter von mir weg. Ich war nun bald fünfzig Jahre alt, aber mein Körper beharrte stur darauf, die Gestalt eines Fünfunddreißigjährigen zu bewahren. Eine gabengestützte Heilung, die mir vor langer Zeit zuteilgeworden war, hatte noch immer die Macht, zu erwachen und sich in mir auszutoben, wann immer ich mich verletzte. Dank ihr wurde ich selten krank; Schnitte oder Blutergüsse heilten rasch. Im letzten Frühling war ich vom Heuboden gestürzt und hatte mir den Unterarm gebrochen. Am Abend war ich mit fest geschientem Arm zu Bett gegangen, nur um mit einem Bärenhunger und abgemagert wie ein Wolf im Winter zu erwachen. Mein Arm hatte noch geschmerzt, aber ich hatte ihn gebrauchen können. Die unerwünschte Magie hielt mich jugendlich und bei Kräften, ein entsetzlicher Segen, da ich zusehen musste, wie Molly sich langsam unter der Last der angesammelten Jahre zu krümmen begann. Der unbarmherzige Fluss der Zeit schwemmte sie immer weiter von mir fort. Seit ihrem Ohnmachtsanfall beim Winterfest erschien es mir, als hätte dieser Vorgang sich noch beschleunigt. Sie wurde schneller müde und hatte gelegentlich Schwindelanfälle oder sah nicht klar. Das machte mich traurig, vor allem, weil sie entschlossen war, all das als unwichtig abzutun, und sich weigerte, im Nachhinein darüber zu reden.

Als ich auf Molly zutrat, fiel mir auf, dass ihr Lächeln erstarrt war. Das Zwischenspiel zwischen dem Mädchen und mir war ihr nicht entgangen. Ich ergriff das Wort, bevor sie etwas sagen konnte, und senkte die Stimme, da das, was

ich ihr mitzuteilen hatte, nur für ihre Ohren bestimmt war und vom Marktlärm übertönt werden sollte. »Nessel hat sich mit der Gabe bei mir gemeldet. Es geht um Chade. Er ist schwer verletzt. Sie wollen, dass ich nach Bocksburg komme.«

»Musst du heute Abend aufbrechen?«

»Nein. Sofort.«

Sie sah mich an. Gefühle spiegelten sich in rascher Folge in ihrem Gesicht wider: Verärgerung, Zorn. Und dann fürchterlicherweise Resignation. »Du musst gehen«, sagte sie zu mir.

»Das muss ich leider wirklich.«

Sie nickte knapp und nahm mir mehrere ihrer Einkäufe aus den schwer beladenen Armen.

Gemeinsam gingen wir über den Markt auf den Gasthof zu, vor dem unser kleiner zweirädriger Karren stand. Ich hatte unser Pferd in den Stall gebracht, weil ich sehr gehofft hatte, dass wir die Nacht im Wirtshaus verbringen würden. Während ich den Rest von Mollys Einkäufen unter den Kutschbock räumte, sagte ich: »Weißt du, du musst nicht in aller Eile nach Hause fahren. Du kannst hierbleiben und den Rest des Markttags genießen.«

Sie seufzte. »Nein. Ich rufe gleich den Stallburschen, damit er unser Pferd herausbringt. Ich bin nicht wegen des Marktes hergekommen, Fitz, sondern um einen Tag mit dir zu verbringen, und damit ist es nun ja vorbei. Wenn wir sofort abfahren, kannst du noch vor heute Abend losreiten.«

Ich räusperte mich und brachte ihr die Neuigkeiten bei. »Dafür ist es zu dringend. Ich muss den Stein auf dem Galgenhügel benutzen.«

Sie starrte mich mit offenem Mund an. Ich hielt ihrem Blick stand und bemühte mich, meine eigene Furcht zu verbergen.

»Ich wünschte, du würdest das nicht tun«, sagte Molly atemlos.

»Ich wünschte, es müsste nicht sein.«

Sie musterte noch eine Weile prüfend mein Gesicht. Kurz schürzte sie die verblassten Lippen, und ich dachte, sie würde einen Streit vom Zaun brechen. Dann sagte sie steif: »Hol das Pferd. Ich fahre dich hin.«

Es wäre auch zu Fuß kein weiter Weg gewesen, aber ich widersprach nicht. Sie wollte dabei sein. Sie wollte zusehen, wie ich den Stein betrat und aus ihrem Gesichtsfeld verschwand. Sie hatte es mich nie tun sehen und hatte das auch nie gewollt. Aber wenn ich es tun musste, dann würde sie mir nachblicken. Ich wusste, was sie dachte. Es würde vielleicht das letzte Mal sein, dass sie mich sah, falls meine Gabe auf Abwege geriet. Ich spendete ihr den einzigen Trost, der mir zu Gebote stand: »Ich lasse Nessel einen Botenvogel aus Bocksburg schicken, sobald ich dort heil angekommen bin, damit du dir keine Sorgen machen musst.«

»Oh, die werde ich mir machen, anderthalb Tage lang, bis der Vogel mich erreicht. Darauf verstehe ich mich hervorragend.«

Die Schatten hatten gerade erst begonnen, länger zu werden, als ich Molly am Galgenhügel vom Wagen half. Sie hielt meine Hand, als wir den steilen Pfad zum Gipfel des Hügel hinaufstiegen. Eichenbach konnte sich keines Steinkreises rühmen wie Bocksburg. Hier gab es nur den alten Galgen, dessen rissiges graues Holz in der Sommersonne briet und um den herum unpassend fröhlich Gänseblümchen wucherten. Und dahinter, auf dem höchsten Punkt des Hügel, befand sich der einzelne stehende Stein, schwarz glänzend und von silbernen Adern durchzogen, Gedächtnisstein. Er war gut dreimal mannshoch und hatte fünf Seiten. In jede war ein einziges Symbol gemeißelt. Seit wir den

wahren Zweck der stehenden Steine erkannt hatten, hatte König Pflichtgetreu Mannschaften ausgesandt, die jeden einzelnen Stein reinigten und die Glyphen und ihre jeweilige Ausrichtung verzeichneten. Jedes Symbol stand für ein Ziel. Manche kannten wir nun, die meisten hingegen nicht: Selbst nach jahrzehntelangem Studium der Schriftrollen über die vergessene Gabenmagie hielten die meisten ihrer Nutzer Reisen durch Portalsteine für gefährlich und kräftezehrend.

Molly und ich gingen gemeinsam um den Stein herum und schauten zu ihm hoch. Die Sonne schien mir in die Augen, als ich das Schriftzeichen erspähte, das mich zu den Zeugensteinen in der Nähe von Bocksburg bringen würde. Ich starrte es an und spürte, wie sich Angst kalt in meinem Bauch zusammenballte. Ich wollte es nicht tun. Ich musste.

Der Stein stand schwarz und still da und verlockte mich wie ein stiller Teich an einem heißen Sommertag. Und wie ein bodenloser Teich konnte er mich in seine Tiefen ziehen und für immer ertränken.

»Komm zu mir zurück, sobald du kannst«, flüsterte Molly. Und dann schlang sie die Arme um mich und hielt mich fest an sich gedrückt. An meine Brust gelehnt raunte sie: »Ich hasse Tage, an denen wir getrennt sein müssen. Ich hasse die Pflichten, die dich immer noch binden, und ich hasse es auch, dass sie uns stets auseinanderzureißen scheinen. Ich hasse es, dass du ihretwegen von einem Augenblick auf den anderen davonrennst, um dich ihnen zu widmen.« Sie sprach die Worte voller Ingrimms, und jedes einzelne bohrte sich wie ein kleines Messer in mich hinein. Dann fügte sie hinzu: »Aber ich liebe es, dass du ein Mann bist, der immer noch tut, was er tun muss. Unsere Tochter ruft, und du begibst dich zu ihr. Wie du es tun musst, das wissen wir beide.« Sie holte tief Luft und schüttelte den Kopf über ihren

Zornesausbruch. »Fitz, Fitz. Ich hüte jede Minute deiner Zeit immer noch eifersüchtig, und je älter ich werde, desto mehr möchte ich mich anscheinend an dich klammern, nicht etwa weniger. Aber geh. Geh, tu, was du tun musst, und komm zu mir zurück, so schnell du kannst. Aber nicht durch die Steine. Komm heil und gesund zu mir zurück, mein Schatz.«

Schlichte Worte, und bis auf den heutigen Tag weiß ich nicht, warum sie mir so viel Mut einflößten. Ich zog Molly noch enger an mich und drückte den Rücken steif durch. »Mir stößt schon nichts zu«, versicherte ich ihr. »Als ich mich damals in den Steinen verlaufen habe, lag das nur daran, dass ich sie in den Tagen unmittelbar zuvor so oft benutzt hatte. Diesmal ist es leicht. Ich steige hier hinein und stolpere zwischen den Zeugensteinen oberhalb von Burgstadt wieder hervor. Und gleich als Erstes lasse ich einen Vogel nach Weidenhag schicken, um dir mitzuteilen, dass ich angekommen bin.«

»Und er wird mindestens einen Tag brauchen, um herzukommen. Aber ich werde nach ihm Ausschau halten.«

Ich küsste sie noch einmal und löste mich dann von ihr. Mir zitterten die Knie, und mit einem Schlag wünschte ich, ich hätte vorhin daran gedacht, Wasser zu lassen. Sich plötzlich einer unbekanntenen Gefahr gegenüberzusehen, ist etwas anderes, als sich mit voller Absicht in ein schon früher durchgemachtes Abenteuer zu stürzen, von dem man weiß, dass es lebensbedrohlich ist. Stellt euch vor, wie es wäre, gezielt in ein Feuer hineinzuspazieren oder in einem Sturm über die Reling eines Schiffs zu springen! Ich könnte sterben. Oder, schlimmer noch, in jener kühlen schwarzen Stille niemals sterben.

Nur vier Schritte entfernt. Ich durfte jetzt nicht ohnmächtig werden. Ich durfte mir mein Entsetzen nicht anmerken lassen. Ich musste es tun. Der Stein war nur noch zwei

